Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

Ueber deutsche Colonisation in Mexico

Boguslawski, Boguslaus von

Berlin, 1851

urn:nbn:de:gbv:46:1-7053

Visual Library

Ueber

deutsche Colonisation

in

Mexico.

Ein Bericht des Herrn

Dr. B. von Boguslawski

an

den Berliner Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation.

Berlin, 1851.

Verlag von Gustav Hempel.

Vorwort.

Als die nachfolgende Denkschrift dem Vereine zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation eingereicht wurde, hatte dieser bereits, veranlaßt durch mehrfache, in neuerer Zeit hervorgetretene Pläne einer deutschen Colonisation in Mexico, die geeigneten Schritte gethan, um auf officiellem Wege Kenntniß von dem Standpunkte zu erlangen, welchen die Mexikanische Regierung in dieser Angelegenheit eingenommen hat und für die Zukunft einzunehmen gedenkt. Die gewünschte Aufklärung ist dem Vereine durch den Mexikanischen Consul in Hamburg zugegangen. In der Antwort d. d. Mexico den 12. März 1851, welche die Central-Regierung der Mexikanischen Republik die Colonisations- und Industrie-Direktion zu Mexico zu ertheilen beauftragt hat, heißt es wörtlich:

„Die Ansiedelung ist seit längerer Zeit der Wunsch der wärmsten Patrioten gewesen. Indem sie sich mit Aufbringung der nothwendigen Mittel dazu, die durch

Privatbetheiligung nicht zu beschaffen waren, beschäftigten, sind ihnen andere Staaten zuvorgekommen, und stehen im Begriff, die deutschen Arbeitskräfte, welche die Einwanderung bietet, heranzuziehen.

„Wir sehen uns aber verhindert, dasselbe zu thun, weil zur Zeit das Grund- und Eigenthumsrecht über Staatsländereien noch nicht geregelt ist. Denn während den einzelnen Staaten die Verfügung über das Staatsland zusteht, überträgt das Gesetz die Ansiedelungs-Regulirung der Central-Gewalt.

„Eine andere Schwierigkeit geht aus der Bedingung hervor, welche der Berliner Verein zu machen scheint, daß nämlich die Ländereien der gemäßigten Zone angehören müssen, worüber es einer besonderen Untersuchung erheischt. Die Zuschrift macht darauf aufmerksam, daß der Weltverkehr immer leichter an solchen Orten herzustellen sein wird, wo die Ansiedelung sich hinzieht und weiset auf den Vorsprung hin, welche andere Staaten, namentlich einige Staaten von Mittel-Amerika, gemacht haben, und läßt uns beklagen, daß die Merikanische Republik so viele Umwälzungen erduldet habe, welche die Expropriation bei uns ungewiß und gefährlich machen.

„Die Regierung begreift vollständig, daß es nöthig sein wird in dieser Sache zu handeln, wenn sie nicht darauf gefaßt sein will, daß sich eine unberechtigte

Bevölkerung auf dem Isthmus sammelt, welche die größte Gefahr für den Staat mit sich führt, und es wird die Regierung dem Berliner Verein mittheilen, auf welche Art man diesseits seinen Wünschen entgegen kommen kann. Wie die Sachen stehen, kann keine Verfügung über unbebaute Strecken Land gegeben werden, ohne daß die Central-Regierung sich mit den betreffenden Staaten verständige. Deshalb wird es kaum möglich sein, schon mit dem nächsten Paquetboote eine Auskunft an den Berliner Verein zu geben. Indeß können die Gesinnungen der Regierung demselben überbracht wurden, daß sie den größten Wunsch hege, dem Verein Land zur Verfügung zu stellen wo er es wünscht. Mittlerweile sei der General-Consul beauftragt, diese Mittheilung dem Berliner Verein zu machen."

Es sei hierbei bemerkt, daß das Anerbieten einer Landschenkung vom Vereine statutenmäßig niemals angenommen werden kann, und daß hier eine irrthümliche Auffassung der Mexikanischen Regierung obwaltet, welche den Verein selbst mit bestimmten, unter dem Einflusse desselben stehenden Colonisations-Gesellschaften verwechselt, von denen, ebenso wie in Texas, Mittel-Amerika, Brasilien, auch eine für Mexico sich zu constituiren, die Aussicht vorhanden war.

Durch jene officielle Mittheilung ist die schon früher gehegte Ansicht des Vereins noch mehr befestigt worden,

daß zwar viele Gegenden Mexicos sich vorzüglich für Europäische Ansiedelungen eignen würden, daß auch alle aufgeklärten Mexikaner eine solche nicht nur für dringend wünschenswerth, sondern sogar für nothwendig erachten, daß aber noch mancherlei Hindernisse bestehen, welche es für jetzt noch nicht rathsam erscheinen lassen, die deutsche Colonisation nach Mexico zu lenken.

Zu demselben Resultate gelangt man durch das Studium der nachfolgenden Denkschrift, welche in vielfacher Beziehung so interessant ist, und so viel innere Wahrheit enthält, daß der Verein im Interesse des Publikums zu handeln glaubt, wenn er dieselbe, nachdem er dazu die Autorisation erhalten, der Oeffentlichkeit hiermit übergiebt.

Der Verfasser, Dr. B. v. Boguslawski, hat seine Ansichten über deutsche Colonisation in Mexico nach einem fünfjährigen Aufenthalt und nachdem er verschiedene Reisen im Lande gemacht, gebildet, er hofft, daß seine Mittheilungen dazu beitragen werden, die Urtheile über diesen wichtigen Gegenstand zu berichtigen und festzustellen. Von dem Wunsche beseelt, seinen Landsleuten nützlich zu sein, übergab er den Bericht dem hiesigen Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation.

Es ist nicht das erste Mal, daß der Verein der-

gleichen ihm zugegangene Denkschriften und Berichte durch die Veröffentlichung der allgemeinen Prüfung zugänglich macht. Es wäre aber zu wünschen, daß alle Einsender ihren Gegenstand mit derselben Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Unbefangenheit behandelten, wie Herr Dr. B. v. Boguslawski. Nur dem Mangel dieser Eigenschaften ist es zuzuschreiben, wenn der Verein manche der ihm zugesandten Manuscripte herauszugeben Anstand genommen hat.

Berlin, den 5. Juli 1851.

Der Verwaltungsrath des Berliner Vereins zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation.

Ansichten über deutsche Colonisation in Mexico.

Die Auswanderung nach andern Welttheilen, besonders nach Amerika, hat in den letzten Jahren in Deutschland so bedeutend zugenommen, die Auswanderungslust ist noch fortwährend so rege und selbst im Steigen begriffen, der ganze Gegenstand hat dadurch dermaßen an Bedeutung und allgemeinerem Interesse gewonnen, daß es deutschen Lesern wol nicht unwillkommen sein dürfte, eine Stimme darüber aus einem der weniger bekannten Theile des neuen Continents zu vernehmen.

Bisher waren es fast nur mehr oder weniger Proletarier gewesen, welche sich dazu entschlossen, den heimischen Boden zu verlassen um sich in fernen fremden Gegenden eine feste Existenz zu sichern, — eine Existenz, welche sie in ihrem Vaterlande nicht finden konnten: d. h. die größte Zahl der deutschen Auswanderer bestand bis jetzt aus Leuten, welche mit ihrer materiellen Lage nicht zufrieden sein, ihre Arbeitskräfte nicht gehörig verwerthen, ihre kleinen Capitalien nicht hinlänglich benutzen konnten, — wegen des Ueberflusses an Arbeitskräften und der Concurrenz mit mächtigen größeren Capitalien, — und welche vorzüglich von dem natürlichen Wunsche beseelt waren, aus Nicht-Besitzenden Besitzende zu werden. Seit den letzten Jahren hat sich dies bedeutend geändert: durch die politischen Bewegungen der letzten zwei Jahre ist die Auswanderungslust auch in die sogenannten höheren

Schichten der Gesellschaft gedrungen: nicht bloß solche, welche nur eine Verbesserung ihrer materiellen Lage erstreben, werden jetzt von dem Wunsche beseelt, sich anderswo eine Heimath zu suchen, anderswo ihre Capital-, ihre Arbeits-, ihre Geistes-Kräfte nutzbar zu verwenden, — nein auch andere, denen in materieller Beziehung nichts zu wünschen übrig bleibt, denen aber die politischen Verhältnisse unerträglich erscheinen und vielleicht auch die sozialen Beziehungen verleidet sind. So sehr es dem Prinzip eines Staats widersprechen würde, wollte eine Regierung Auswanderung gradezu begünstigen, so wünschenswerth kann es ihr doch immer sein, Leute aus ihrem Staats-Verbande scheiden zu sehen, welche sich in demselben, aus welchem Grunde es auch sei, nicht wohl, nicht glücklich fühlen, und dadurch nur die Zahl der Unzufriedenen vermehren. Doch dürfen Staatsmänner durchaus nicht gleichgiltig dagegen sein, daß dem Staate eine Menge Arbeitskräfte, Capitale und geistige Capazitäten entzogen werden und haben wol darauf Bedacht zu nehmen, daß dieselben auch außerhalb des Vaterlandes demselben nicht ganz verloren gehen, sondern ihm indirekt dienstbar, seinen Interessen forderlich bleiben. Dies kann aber nur dann geschehen, wenn die Leitung der Auswanderung als einer Angelegenheit von dem allgemeinsten Interesse, von dem Staate selbst übernommen und dahin gewirkt wird, daß derselben eine solche Richtung und Tendenz gegeben werde, bei welcher man auf eine stetige Verbindung zwischen dem Mutterlande und den Auswanderern hoffen darf.

Bis jetzt waren es fast ausschließlich die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, nach denen sich der Strom der deutschen Auswanderer gezogen hat, und dies aus dem natürlichen Grunde, weil dieselben durch ihre freien politischen Institutionen die meiste Anziehungskraft ausübten, die Deutschen dort in der anglo-sächsischen Bevölkerung verwandte

Elemente fanden, und endlich weil in dem ungeheuern Umfange der Union der schönste und fruchtbarste Boden den Einwandernden zur Verfügung stand; und dazu kam noch, daß die amerikanische Regierung, im wohlverstandenen Interesse, nichts unterließ, sei es im Wege der Gesetzgebung, oder durch andere Mittel, Einwanderung zu befördern und Einwanderer heranzuziehen. So ist es gekommen, daß bis jetzt die Vereinigten Staaten fast das alleinige Ziel der deutschen Auswanderer geworden, — denn die Auswanderung nach Süd-Australien will, glaube ich, noch wenig bedeuten, — und die Zahl der Deutschen hat in der letzten Zeit dort so bedeutend zugenommen, daß sie schon in einigen Staaten der Union die Mehrzahl bilden, ja in politischer Beziehung bereits nicht ohne Einfluß sind. So erfreulich dies auch sein, so sehr es auch unsrer Nationalität schmeicheln mag, Deutsche in den Staaten-Congressen fungiren, Deutsche den Ausschlag bei Präsidenten-Wahlen geben zu sehen: so darf man dabei doch nicht übersehen, daß das deutsche Element, was sich in den Vereinigten Staaten geltend macht, nicht die Bedeutung für das deutsche Vaterland selbst hat, welche zu wünschen wäre: der Deutsche, der nach den Vereinigten Staaten kömmt, hört nur zu bald auf Deutscher zu sein, er sucht eine Ehre darin, recht schnell ein echter Yankee zu werden, er vergißt nicht nur bald sein Vaterland gänzlich, sondern entblödet sich bisweilen auch nicht dasselbe herabzusetzen und vor seinen neuen Mitbürgern zu verkleinern. Erlangten die Deutschen dadurch wirkliche Achtung, eine gewisse Bedeutung von Werth unter den Amerikanern selbst, so wäre es noch zu entschuldigen: aber trotz dieser übergroßen Deferenz gegen das amerikanische Element, einer Deferenz, die man weder bei Franzosen noch Spaniern, nicht einmal bei den stammverwandten Engländern und Irländern findet, trotz dieser ist es den Deutschen doch noch

nicht gelungen, sich im Allgemeinen bei den Amerikanern die Achtung zu verschaffen, sich die Geltung zu erwerben, auf welche sie nach dem, was Nord-Amerika ihnen bereits zu verdanken hat, gegründete Ansprüche hatten. Worin dies liegt?, — ich mag es nicht ergründen, aber es ist leider eine traurige Thatsache, die sich nicht wegläugnen läßt (und das Wort „Dutchman", womit man jetzt verächtlicher Weise den Deutschen allgemein in den Vereinigten Staaten bezeichnet, spricht nur zu sehr dafür), daß der Deutsche da nicht in dem Ansehen steht, in welchem er stehen sollte! Wahr ist, daß die Stellung der Deutschen sich erst in den letzten Jahren so zu ihrem Nachtheile geändert hat; doch hängt dies auch ganz nahe mit einem Umstande zusammen, der sich mit der Zeit zu Ungunsten der Einwanderer herausgestellt hat: es ist der, daß, während die Zahl der Einwanderer immer mehr zugenommen hat, die für dieselben disponibeln Grundstücke natürlich sich verminderten, oder wenigstens dieselben nur in den entfernteren, ungesunderen, wilderen Gegenden zu treffen sind. Die Immigranten, die jetzt nach den Vereinigten Staaten kommen, haben nun meist nur die Wahl, sich im äußersten Westen, in den sumpfigen Niederungen des Mississippi und Missouri, — in einem ungesunden Klima, fern von aller Civilisation niederzulassen, — oder sich auf andere Weise ihr Unterkommen zu suchen, d. h. falls sie Capitalien mit sich führen, dieselben den Tricks der gewandten Yankees Preis zu geben, oder, falls sie keine haben, den stolzen Amerikanern gegenüber eine demüthige, dienende Stellung einzunehmen: keines von beiden kann dazu dienen, den neuen Ankömmlingen Achtung und Geltung zu verschaffen. Trotz der vielen Vortheile also, welche bis jetzt die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika Einwanderern geboten haben, — Vortheile, welche kein andres Land der Welt bieten konnte, noch bieten kann, — haben sich

doch mit der Zeit einige Verhältnisse herausgestellt, welche jene etwas verdunkeln: denn statt des geträumten Glücks, des ersehnten Besitzthums, finden so Manche dort nur den bittersten Kummer, das traurigste Elend, und dabei gewiß kein Mitleid, keine Hilfe, sondern was das Schlimmste ist, nur Verachtung; und die, welche ein Besitzthum erlangen, können dazu vielleicht nur nach Erduldung vieler Strapatzen, nach vielen Krankheiten und Entbehrung aller gewohnten Genüsse gelangen. Nimmt man dazu, daß in Nord-Amerika das deutsche Element sobald in dem amerikanischen aufgeht und der Deutsche seinem alten Vaterlande dort so leicht ganz verloren geht: so stellt sich wol ziemlich fest heraus, daß es in Deutschlands Interesse nicht liegen kann, wenn die Auswanderung sich nur nach den Vereinigten Staaten wendet, ja daß es vielmehr die Pflicht einer „deutschen" Regierung sein dürfte, andere, dem Vaterlande selbst vortheilhaftere Auswanderungswege aufzusuchen und dabei den Auswanderern selbst mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zur Hand zu gehen.

Von dieser Ansicht ausgehend hat man schon seit einigen Jahren die Auswanderung, außer nach Süd-Australien, nach andern Punkten Amerikas hin zu lenken versucht: so zuerst nach Tejas, wo der Plan bekanntlich nur zu Gunsten der Amerikaner ausgeschlagen ist, dann nach Centro-Amerika, Guatemala, Sto. Thomas, ja selbst an die Mosquito-Küste. Alle diese Projekte haben, so viel mir bekannt, noch kein befriedigendes Resultat geliefert. Aber bis jetzt hatte noch keine Regierung, kein Auswanderungs-Verein daran gedacht die Aufmerksamkeit auf den zweiten Staat des amerikanischen Continents, auf Mexico, zu lenken. Erst im vorigen Jahre ist dies durch die ehrenwerthen Bemühungen des Herrn Sartorius geschehen und ein Projekt, Mexico durch Deutsche zu colonisiren, ins Leben getreten.

Der Verfasser dieser Zeilen glaubt seinen Landsleuten einen Dienst damit zu erweisen, wenn er denselben seine Ansichten darüber nicht vorenthält, welche sich auf Erfahrungen eines fünfjährigen Aufenthalts in dem genannten Lande gründen.

Merico verdient vor allem als Colonisations-Punkt deshalb eine besondere Beachtung, weil Immigration für dasselbe eine Lebensfrage, weil in ihm das Bedürfniß nach Einwanderung jetzt mindestens eben so stark, ja stärker ist, als das nach Auswanderung in Deutschland. In den letzten Jahren, besonders seit dem unglücklichen Kriege mit den Vereinigten Staaten ist es immer klarer geworden, daß Merico einer Radikal-Reform bedarf, wenn es sich als Staat erhalten will, daß diese aber nicht möglich wird, wenn nicht das Mißverhältniß zwischen Terrain und Population einigermaßen gehoben, wenn nicht die weiße Race vermehrt und gekräftigt wird, wenn nicht die vielen verborgenen Schätze durch industriöse Hände ausgebeutet werden und dadurch der National-Reichthum vermehrt wird: und das alles kann nur geschehen durch Immigration.

Nicht daß Merico auf seinem großen Gebiet von 115,827 □Leguas nur eine Population von 7,616,919 Seelen hat, daß also nur 67 Menschen auf 1 □Legua kommen, ist ein Beweis dafür, wol aber der merkwürdige Umstand, daß die Population seit 40 Jahren fast ganz stabil geblieben oder doch nur sehr unbedeutend gewachsen ist. Nach dem Census von Revillajijedo betrug die Population

im Jahre 1793 . . . . . 4,483,559 Seelen,
= 1804 nach einer neu aufgenommenen Zählung . . . . . 5,840,400 =

Im Jahre 1808 nach dem Statistik von Navarro 6,722,354 Seelen,
= 1839 nach den Notizen des statistischen Bureaus . . . . . 6,868,662 =
= 1849 do. do. do. 7,661,919 =

Humboldt giebt das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen wie 170 zu 100 an, d. h. während auf 15 Pers. 1 Geburt fällt, kommt erst auf 29 Pers. 1 Sterbefall; es hätte sich also mindestens in 22 Jahren die Bevölkerung verdoppeln müssen, mithin jetzt wenigstens 25 Mill. betragen, während sie jetzt kaum 8 Mill. erreicht. Der Grund, weshalb dies Resultat so wenig mit jener Calculation übereintrifft, ist bei allem Mangel an sicheren Daten, sehr schwer aufzufinden; doch glaube ich ihn, neben den häufigen Bürgerkriegen, vorzüglich darin suchen zu müssen, daß sich die indische Race, welche fast $^2/_3$ der Gesammt-Bevölkerung ausmacht, immer mehr und mehr vermindert, theils weil sehr viele Kinder, nach der Entwöhnung von der Muttermilch *), aus Mangel an Sorgfalt sterben, theils auch weil jede Epidemie, welche die Weißen nur schwach mitnimmt, wie Cholera, Blattern, typhöse Fieber u. a., die Indier gleich zu Tausenden wegrafft, sowohl weil ihre Körper durch den übermäßigen Genuß von Branntwein und Chile (spanischer Pfeffer) zu sehr zerrüttet sind, als auch weil ihnen Obdach, gesunde Nahrung, ärztlicher Beistand, so wie Arzeneien und die Mittel sich dieselben zu verschaffen, gänzlich fehlen. Doch mag der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegen, worin er will, immer bleibt evident, daß die Population Mexicos durch sich selbst, d. h. allein durch den Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen sich noch lange nicht so weit vermehren wird, als nöthig ist, um die

*) Die Indierinnen nähren ihre Kinder sehr lange, oft bis zum dritten Jahre, die Entwöhnung ist daher für das Kind um so fühlbarer, als dann auch alle mütterliche Sorgen aufhören.

Schätze, die sowohl der Boden als der Schoß der Erde auf dem großen Terrain in so überreichen Maßen darbieten, gehörig auszubeuten. Gar manche bedeutende Strecken der Republik sind jetzt noch dermaßen unbevölkert, daß häufig die an sich nicht zu starke Produktion eingeschränkt werden muß, weil es an Consumenten fehlt, weil in guten Erndte-Jahren die Preise der Produkte so weit hinuntergehen, daß sie nicht die Arbeits-Kosten decken noch die Frachten und Abgaben tragen können. An einen wesentlichen Fortschritt der Cultur, an Hebung des Wohlstandes ist unter solchen Umständen natürlich nicht zu denken, ehe nicht durch Immigration von außen zunächst die Zahl der Consumenten sich vermehrt und dadurch wieder die Produktion neu belebt und gefördert wird.

Nicht weniger als von diesem staatsökonomischen Gesichtspunkte aus, ist auch in politischer Hinsicht Immigration eine Lebensfrage für Mexico. Denn wird Mexico nicht bald durch diesen neuen Zuwachs an frischen Kräften gestärkt, wird der entnervten spanischen Creolen-Race nicht bald neues Leben durch Kreuzung mit einer kräftigeren Race eingeflößt, werden nicht bald durch rüstige Arme die bisjetzt todten Schätze des Landes gehoben, wird dadurch nicht bald dem wankenden, dem Bankrutte sichtlich verfallenden Staate aufgeholfen, ihm neue Lebensquellen erschlossen: so fällt dies reiche schöne Land unfehlbar und ohne Kampf dem habgierigen Nachbarn zur Beute und giebt diesem Colosse einen Zuwachs, der demselben wol den Untergang bereiten kann, ihm aber doch zuerst eine Macht verschafft, welche wol kein europäischer Staat mit gleichgiltigen Augen ansehen dürfte!

Mexico hat demnach aus vielfachen Gründen eine starke Einwanderung dringend nöthig; aber es bedarf dieselbe nicht nur, sondern kann ihr auch bieten, was kaum ein anderes Land der Welt bieten kann. Nicht blos, daß es durch

seine Lage zwischen dem Atlantischen und dem stillen Ocean die Brücke bildet, über welcher sich auf dieser Seite Asien und Europa die Hand reichen, daß es, bei der steigenden Wichtigkeit Californiens und der südamerikanischen Republiken, sowie des Handels mit China und den Sandwich-Inseln, das Emporium des europäisch-ostasiatischen Verkehrs werden muß, nicht bloß, daß es deshalb ein Land einer großen Zukunft ist, — nicht bloß das dürfte deutsche Auswanderer bestimmen, sich nach Mexico zu wenden, sondern vor allem sein herrliches Clima und sein Boden, der nicht nur im Innern seines Schooßes die reichsten Schätze birgt, sondern auch auf seiner Oberfläche einen unendlichen Reichthum, einen Ueberfluß in Produkten aller Art giebt. — Die durchschnittliche Temperatur der Gegenden, wo Colonisation möglich ist, mag ungefähr 14° — 18° R. betragen. Wählt man nicht die heißen Gegenden an der Meeresküste oder die kalten unwirthbaren Regionen der höchsten Gebirge zu Colonisations-Punkten, so wird der Deutsche fast überall ein Clima finden, das ihn nicht nur ansprechen, sondern auch für ihn gesund sein wird. Weder die Hitze ist hier je so niederdrückend, noch die Kälte je so heftig als in den meisten Theilen der Vereinigten Staaten; die Temperatur bleibt sich das ganze Jahr hindurch überall ziemlich gleich. Die Sorgen des Winters, welche bei uns so manchen armen Familienvater zur Verzweiflung bringen, kennt man hier nicht. Wie in Deutschland ein vollkommen heiterer Himmel eine Seltenheit ist, so ist es hier ein ganz bewölkter Himmel; hier bringt es die Sonne kaum einen Tag über sich, ihr Antlitz verhüllt zu halten. Endlich jene wundervollen Reize, welche ein tropischer Himmel in so reichem Maße entfaltet, mag er sich am Tage im tiefen Azurblau, des Abends bei Sonnenuntergang in ungeahnter Farbenpracht, in der Nacht in seiner tiefen Schwärze zeigen, wo

Sterne erster Größe fast wie kleine Monde leuchten, wo der Mondenschein fast Dämmerungshelle verbreitet — alle jene unbeschreiblichen Schönheiten eines tropischen Himmels sind wol auch geeignet, so manches vergessen zu machen, was man in der Heimath anders und besser gehabt hat! Doch mehr als sein herrliches Clima, seine angenehme Temperatur, sein Himmel ꝛc. ist der Reichthum an allen Schätzen des Mineral- wie Pflanzen-Reichs von Bedeutung, den Mexico's Boden bietet. Der Werth, die Ergiebigkeit, die Unerschöpflichkeit der mexikanischen Minen ist weltbekannt; und wie viel alte noch nicht gehörig ausgebeutet, wie viel neue noch zu entdecken und zu bearbeiten sein werden, welche unzähligen Schätze noch unbenutzt im Schooß der Erde liegen mögen, läßt sich wol vermuthen, aber nicht berechnen! Der Thätigkeit deutscher Bergleute steht hier noch ein schönes, weites Feld offen, doch auch nicht weniger dem Fleiß des deutschen Ackerbauers! — Da giebt es fast keine Frucht, kein Gras, keinen Baum, keinen Strauch, keine Getreide-Art kurz keine Pflanze auf der ganzen Erde, die, wenn auch hier nicht einheimisch, hier nicht herrlich gediehe. Der Boden ist, mit wenigen Ausnahmen, von einer wahrhaft erstaunenswerthen Ergiebigkeit, er ist unglaublich dankbar: nur ein wenig Mühe und Sorgfalt verwandt, und er lohnt überschwänglich: was in Europa bei vieler Arbeit nur kümmerlich heranwächst, gedeiht hier fast ohne alle Arbeit wundervoll. Der Boden ist hier noch ganz im Besitz seiner ersten Kraft, jahrhundert- ja jahrtausendlange Bearbeitung hat ihn noch nicht geschwächt, so daß die Bestellung des Ackers hier fast ein Kinderspiel gegen die Bemühung ist, die in Europa darauf verwandt wird. Es mag sich einer dem Weizen-Bau oder der Anpflanzung von Kaffee-Bäumen, dem Anbau von Gerste oder von Zuckerrohr, dem Tabaks-Bau oder der Vanillen-Pflanzung, dem Kartoffelbau oder

der Obstcultur, dem Flachs-Bau oder der Seidenwürmerzucht, der Pflege der Baumwollenpflanze oder dem Anbau von Medicinalgewächsen widmen wollen: für jeden dieser Zweige wird er ein günstiges Terrain finden, ein Terrain, das ihm nicht bloß giebt, sondern reichlich giebt. Der Deutsche braucht, wenn er will, auf keines seiner Gemüse, nicht auf sein gewohntes Obst zu verzichten, das neben Orangen, Granaten, Ananas, Zapotes, Chiromoya, Aguacate u. s. w. für ihn doch im immer seinen Werth behält. So giebt der Boden Mexico's fast alle Produkte der Erde nicht nur gut und reichlich, sondern auch ohne viele Mühe, ohne großen Kosten- und Arbeits-Aufwand und was kann ein Ackerbauer mehr verlangen? Daß bei einer solchen Fruchtbarkeit auch Viehzucht gedeihen muß, ist natürlich, und wol kein anderes Land, mit Ausnahme des südlichen Amerika's, kann im Verhältniß einen solchen Reichthum an Rindvieh, Pferden, Maulthieren, Schweinen ꝛc. aufweisen als gerade Mexico. Nichts wird einem Einwanderer leichter sein als sich bald seine Kuh, sein Schwein, sein Geflügel, ja selbst sein Pferd billig anzuschaffen nnd noch wohlfeiler zu erhalten. Bringen die Colonisten nur einigen Fleiß, nur einige Capitalien hieher mit, so kann ihnen ihr glückliches Fortkommen nicht fehlen. Zwei Umstände, welche einem Familienvater manche trüben Tage, manche schwere Nächte verursachen, fallen hier ganz weg; das sind Nahrungs-Sorgen und das Elend einer Theuerung, welche ein Winter mit sich bringt. Letzteres kennt man hier nicht, und erstere sind gleich bei dem geringsten Aufwand von Fleiß gedeckt, während in Deutschland oft nur für diesen Zweck gearbeitet wird, ist dies hier fast ein Nebenzweck; Netto-Gewinn zu machen, wird hier gleich die Hauptsache, und wo dieser noch nach Prozenten pro Monat berechnet werden kann, da ist er keine Kleinigkeit! — Um aller dieser Vor-

theile theilhaft zu werden, ist aber der deutsche Einwanderer hier noch nicht genöthigt sich nur in Wildnissen anzubauen und mehre Jahre abgeschieden von aller Welt zu leben. So viel unbebaute, unbewohnte Landstrecken es hier auch giebt, so wenig es auch hier an wüsten, unwirthbaren Flecken fehlt: so finden sich doch in allen Theilen der Republik, selbst in den Wildnissen von Sonora, Chihuahua, Cohahuila, mehr oder weniger große Städte, die immer als Centralpunkte für Ansiedler dienen können; diese haben also hier gleich die Vortheile, welche überhaupt die Nähe einer Stadt den Ackerbauern gewährt, sie finden gleich einen natürlichen Absatz- oder Stapelplatz für ihre Produkte und dürfen durchaus nicht auf alle die Bedürfnisse und Genüsse Verzicht leisten, welche nur eine Stadt bieten kann.

Es ist dies ein Vortheil, der nicht gering anzuschlagen ist; aber fast mehr alles dies, als ein fruchtbarer Baum, ein gesundes Clima, ist es von Bedeutung für den Deutschen, daß er vor allen andern Fremden von dem Merikaner am meisten geliebt, geachtet, geschätzt wird, daß sowohl vom Gouvernement, wie von Einzelnen, von den Staatenregierungen wie vom ganzen Volk eine deutsche Einwanderung gewünscht wird. Diese Behauptung beruht nicht etwa auf Selbsttäuschung, nicht auf eitler Ueberschätzung leerer merikanischer Redensarten; nein, sie beruht auf Thatsachen. Der Spanier wie der Nord-Amerikaner kann, aus ganz natürlichen Gründen, nicht viel Sympathien für sich haben, den Franzosen können die Merikaner jetzt noch nicht das Bombardement von Juan St. de Ullua vergessen, und dann haben sich nur wenige Franzosen hier beliebt zu machen gewußt; der Engländer ist hier, wie überall, wegen seines schroffen abstoßenden Wesens, als Fremder, unbeliebt, und dann hat man hier die englischen Monney-makers, so wie die englische Politik im amerikanischen Kriege sowol, als in

dem Racenkampfe in Yucatan zu sehr kennen und würdigen gelernt, als daß man wünschen sollte, mit ihr hier im Lande selbst in nähere Berührung zu kommen; die glaubensverwandten Irländer, welche man früher besonders hieher zu ziehen wünschte, haben seit dem letzten Kriege, wo man sie hier näher kennen lernte, durch ihr rohes, plumpes Wesen, ihre Faulheit, ihre Streitsucht und Völlerei alle Sympathien verscherzt: eine Irländische Immigration würde jetzt nicht mehr die freundliche Aufnahme finden, die ihr früher zu Theil geworden wäre. — Ganz anders mit den Deutschen. Deutschland selbst hat durchaus noch keine Veranlassung gehabt mit Mexico in irgend eine politische Divergenz zu gerathen; die Deutschen, welche bis jetzt hieher gekommen sind, haben sich zum großen Theil die Achtung der Mexikaner zu erwerben gewußt, da sie vorzüglich den besseren gebildeteren Ständen angehörten: es waren meist Bergleute, die den Mexikanern durch ihre Kenntnisse und Geschicklichkeit überaus nützlich waren, oder Kaufleute, welche durch ihren Fleiß und ihre Gewandtheit sich schnell Geld verdienten, aber auch zugleich durch ihre Reellität und Biederkeit sich die Achtung der Mexikaner in solchem Grade verschafften, daß jetzt fast in allen Hafen- und Handels-Plätzen der Republik deutsche Handlungshäuser die respektirtesten sind; ebenso nimmt auch der deutsche Handwerker hier eine nicht geringere Stellung ein, indem dieser wackere Stand, der in allen Ländern dem deutschen Namen Ehre macht, in allen Zweigen des großen wie des kleinen Gewerksbetriebes, auch hier durch die einzelnen Individuen sehr ehrenvoll vertreten ist. Von den Abenteurern, die durch ihre Neigung zum Trunk und ihr grobes, zänkisches Wesen so sehr beigetragen haben, den deutschen Namen im Auslande herunterzudrücken, und ohne Zweifel auch in den Vereinigten Staaten wol viel Schuld tragen, daß die Deutschen im

Allgemeinen dort in der Achtung gesunken sind, von diesen sind glücklicher Weise noch wenige hieher gekommen. Daher steht bis jetzt der deutsche Name hier sehr geachtet und geehrt da; die Merikaner haben die Deutschen gern, weil sie ihnen nützlich sind, und weil sie sie nicht zu fürchten brauchen, und würden deshalb eine deutsche Colonie vor allen andern gern sehen, deutsche Colonisten noch am ehesten mit offenen Armen empfangen. Trotzdem aber darf man nicht etwa glauben, daß der Deutsche sich leichter mit dem Merikaner amalgamiren würde. Dies ist sicherlich nicht zu befürchten: im Gegentheil der Deutsche bleibt hier immer Deutscher und wird auch immer hier Deutscher bleiben. — Dies ist ein nicht zu übersehender Vortheil: ist denn nicht begründete Hoffnung vorhanden, daß der deutsch-merikanische Handel, welcher jetzt schon sehr bedeutend ist, ja dem englisch-merikanischen wenig nachgiebt, noch mehr zunehmen, die deutsche Schiffahrt neuen Antrieb, die deutsche Rhederei neue Nahrung erhalten werde, die deutschen Fabrikate neuen und vermehrten Absatz finden, ja daß Deutschland vielleicht endlich selbst zu einem Properhandel mit Colonienwaaren gelange, falls die Colonisten, wie nicht zu bezweifeln, Kaffee, Zucker, Tabak, Baumwolle ꝛc. für Exportation bauen, und sich dadurch zum Theil unabhängig von Holland und England machen könnten? Aber von noch größerer Bedeutung ist das: wissen sich die Deutschen hier in Achtung und Ansehen nicht bloß zu setzen, sondern auch zu erhalten, werden sie von den Merikanern nicht bloß geliebt, sondern auch geschätzt, dann kann es nicht ausbleiben, daß das deutsche Element sich hier geltend macht, festen Fuß hier faßt, ja seiner Herrschaft eines der gesegnetsten Länder des Erdballs unterwirft; und, sollte es denn doch noch den Nord-Amerikanern gelingen, sich dasselbe zu annectiren, so tritt ihnen wenigstens dann eine auf Intelligenz, Besitz und Reichthum

begründete deutsche Nationalität entgegen, eine Nationalität, der sie Achtung, der sie selbst Anerkennung eines gewissen Uebergewichts nicht werden versagen können. Ja, während es vielleicht einst im eignen Vaterlande nicht mehr erlaubt sein wird, sich Deutscher zu nennen, während der Deutsche in andern Ländern sich vielleicht scheuen wird, sich als Deutscher zu bekennen, darf er dies hier nicht: hier hat sich das deutsche Individuum selbst die Geltung verschafft, die es verdient, hier hat ihn die unselige Politik des Vaterlandes noch nicht um das Recht gebracht stolz auf seinen Namen zu sein. Der Deutsche ist hier das was er ist, durch sich selbst geworden; er gilt, was er gilt, durch seine deutsche Individualität, — und nur von den Deutschen selbst wird es abhangen, sich hier diese ehrenvolle Stellung zu behaupten, und Mexico, das durch spanische Abenteurer dem deutschen Kaiser erobert, das von unserm Humboldt zum zweiten Mal entdeckt und der Welt wiedergegeben worden, dem deutschen Element auf friedlichem Wege durch Pflug und Hacke zu erwerben und vielleicht noch als letzten Punkt zu erhalten, wo noch die deutsche Sprache von Deutschen reden darf!

Fassen wir nun noch einmal in wenigen Worten alle die Vortheile zusammen, welche Mexico deutschen Einwanderern bietet, so sind es folgende: Der Deutsche kann hier unter einem milden tropischen Himmel ein zufriedenes, sorgenfreies Leben führen, mit weniger Arbeit als in seinem Vaterlande dem dankbaren Boden mehr Früchte abgewinnen, sein Capital besser verwerthen als anderswo; er kann seine Thätigkeit auf Erzeugung der verschiedenartigsten Produkte verwenden; Nahrungssorgen dürften ihm stets fremd bleiben; er ist hier nicht genöthigt, sich in unwirthbaren Wildnissen niederzulassen noch sich von allem städtischen Leben loszusagen, wie ein Hinterwäldler Nord-Amerikas;

in den Mericanern findet er ein im Ganzen gutmüthiges Volk, das ihm freundlich, mit Vertrauen und Achtung entgegenkommt; er braucht hier nicht seiner Nationalität, seiner Sprache zu entsagen, er bleibt seinem Vaterlande, seinem Volke erhalten, er wird hier mehr als anderswo für Belebung deutschen Handels, deutscher Schiffahrt, deutscher Industrie wirksam sein können; endlich hat er hier Gelegenheit, dem deutschen Element eine Geltung zu verschaffen, die ihm anderswo nicht geboten wird, — der Deutsche hat hier eine Zukunft.

Dies sind die Vortheile, welche Merico einer deutschen Einwanderung bietet, dies die Punkte, wodurch deutsche Colonisation nicht allein möglich und wünschenswerth, sondern auch sicherlich glückliches Gedeihen haben wird. Nun aber die Nachtheile, welche sich dem entgegenstellen! —

Leider muß man gestehen, sind die Umstände, welche bis jetzt jede Colonisation hier erschwert, ja bis jetzt fast unmöglich gemacht haben, nicht unbedeutend und zum Theil auch noch vorhanden. Sie sind theils in der Lage und natürlichen Beschaffenheit des Landes, theils im Charakter und der Eigenthümlichkeit des Volks, theils aber auch in der Verfassung, dem Regierungssystem, kurz dem ganzen politischen Zustande der Republik begründet.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so springt in die Augen, daß Merico durch seine bedeutend größere Entfernung von den Ausgangspunkten der Emigration, als Deutschland, Frankreich, England, Belgien, in nicht geringem Nach-

theile gegen die Vereinigten Staaten ist. Während von den deutschen Seehäfen nach New-York ein Segelschiff durchschnittlich 25 Tage, und ein Dampfschiff ca. 12—14 Tage braucht, dauert eine Seereise per Segelschiff von Hamburg nach Veracruz durchschnittlich 50 Tage, schwankt zwischen 40—80 Tagen; die Auswanderer werden also jedenfalls eine bedeutend langwierigere Ueberfahrt zu überstehen haben, als nach den Vereinigten Staaten. Dazu kommt noch, daß die Bremer und Hamburger Rheder wohl Schiffe für Auswanderer nach Nord-Amerika haben, welche bequem eingerichtet sind und für einen billigen Preis ihre regelmäßigen Fahrten machen, während eine solche Einrichtung für Merico noch ganz fehlt, wodurch die Reise hierher auch bedeutend kostspieliger und unsicherer wird, als nach den Vereinigten Staaten; eine günstigere Aenderung ist nicht eher zu hoffen, als bis die Auswanderung hierher bedeutend zugenommen haben wird und die Schiffe Rückfrachten finden werden, die ihnen in den Vereinigten Staaten nie fehlen.

Die zweite Schwierigkeit auf welche Einwanderer hier, gleich nach der Landung, stoßen, sind schlechte Wege, in Folge dessen theure Transportmittel, hohe Kosten für eine beschwerliche Reise.

Merico müßte unstreitig das reichste Land der Erde werden, wenn es große schiffbare Flüsse und brauchbare Wege hätte; aber leider sind die einzigen großen Flüsse der Rio Bravo del Norte, der Colorado und Rio Gila nun in die Hände der Nord-Amerikaner übergegangen, und Wege sind zum großen Theil wegen der Zerrissenheit des Terrains fast unmöglich anzulegen, und wo es möglich wäre, unterbleibt es aus Nachlässigkeit. Der Umstand, daß die Vorberge der ganz Merico von Süd nach Nord durchschneidenden Cordilleren-Kette so sehr nahe an die Gestade der beiden Oceane herantreten, läßt durchaus keine Stromentwickelung

zu; die meisten Flüsse Mexicos haben daher nur einen kurzen, oder durch einen sehr gewundenen, durch Stromschnellen, Wasserfälle und Untiefen vielfach unterbrochenenen Lauf und werden nur wenige Meilen von der Mündung hinauf schiffbar; ferner ist noch zu beachten, daß fast die meisten Flüsse ihren Ursprung auf der Hochebene haben, wo es verhältnißmäßig wenig regnet, sie also nur mit wenig Wasser von oben gespeist werden oder doch nur in der Regenzeit eine hinlängliche Wassermasse haben, um Schiffe zu tragen und die Sandbänke, die sich fast an allen Mündungen der Flüsse aufthürmen, zu überwinden. Freilich könnte ein großer Theil der Flüsse durch ordentliche Wasserbauten, größere Strecken hinauf schiffbar gemacht, so wie auch einige der Sandbänke, welche die Communikation mit dem Meere fast ganz unmöglich machen, weggeschafft werden! — Dieselbe Construction und Vertheilung der Gebirge, welche die Entwickelung unmöglich macht, erschwert auch unendlich die Anlage guter Wege, Herstellung einer Communikation unter den verschiedenen Punkten der Republik, vorzüglich zwischen der Hochebene und den Küstengegenden. Auf dem Hauptplateau selbst findet die Anlage einer fahrbaren Straße gar keine besondern Schwierigkeiten, und ohne sehr bedeutende Kosten könnte eine Chaussee von Mexico bis Durango hergestellt und erhalten werden. Das Terrain ist dazu vortrefflich geeignet, fast eben und das Material nahe zur Hand. Ganz anders ist es, sobald es eine Verbindung mit den außerhalb der Hochebene gelegenen Gegenden, besonders mit der Küste gilt. Man hat dann nicht allein die hohen, ziemlich steilen Randgebirge zu überwinden, welche die ganze Hochebene umschließen, sondern dann auch noch mit einem von tiefen Barrancas, engen Thalschluchten, gewundenen Flußbetten, schmalen, steilen Bergrücken, durchschnittenem und durchbrochenem Ter-

rain zu kämpfen, welches wieder durch seinen moorigen oder steinigen Grund andere Schwierigkeiten entgegensetzt.

Die Anlage von Wegen wird dadurch grade nicht unmöglich, aber doch so erschwert, daß die meisten zwischen der Küste und der Hochebene gelegene Ortschaften von dieser wie von jener bis jetzt fast ganz isolirt sind oder nur durch halsbrechende Wege unter sich wie mit der Hauptstraße und dem Meere verbunden sind. So viel Hindernisse auch hier die Natur der Anlage von Straßen in den Weg legt, so könnte doch immer einiges geschehen, dem Uebelstande abzuhelfen. Aber weder von der Gesammtregierung noch von den Gouvernements der einzelnen Staaten, noch von Privaten ist in den letzten 30 Jahren etwas in dieser Hinsicht geschehen. Die Straße von Veracruz nach Merico, welche die Consulados (Handels-Gilden) von Veracruz und Merico — dieses über Orizáva, jenes über Jalapa — gebaut, ist, seitdem diese beiden Innungen von der republikanischen Regierung aufgehoben und von derselben die Sorge für Erhaltung der Straßen übernommen worden, ganz vernachlässigt geblieben; dasselbe ist der Fall mit der großen Straße, welche von der Hauptstadt nach dem Innern, nach den bedeutenden Bergwerksorten Guanajuato, Zacatecas, Durango führt; die Straße nach Acapulco, so wichtig wegen der Verbindung mit dem stillen Ozean, ist bis jetzt nur Projekt geblieben. Dies die Hauptstraßen, deren Instandsetzung das Gouvernement der Föderative auf sich genommen hat. Nicht besser steht es mit den Straßen, welche die einzelnen Staaten anlegen oder erhalten sollen; da unterbleibt alles aus Mangel an Fonds, oder aus Rivalität zwischen einem und dem andern Staate, oder zwischen verschiedenen Punkten, mesquiner Parteiumtriebe oder wegen Fiskalisirung, wodurch Privaten von diesen dem Ganzen nützlichen Unternehmungen abgehalten werden. In Bezug auf Colo-

nisation ist dies ein so wesentlicher Uebelstand, daß sowohl der Gesammtregierung als den einzelnen Staaten-Regierungen, die so viel von Colonisations-Projekten träumen und sprechen, nichts so sehr am Herzen liegen dürfte, als für Instandsetzung alter Anlagen und neuer Wege Sorge zu tragen. Denn fehlen Communikationsmittel, so nützt der schönste, fruchtbarste Boden, der ausdauerndste Fleiß nichts, weil die Erzeugnisse desselben nicht abgesetzt werden können, oder doch wegen der Höhe der Transportkosten keinen Gewinn geben; Umständen, unter welchen eine Colonie nichts weniger als prosperiren könnte. Merico hat an seinen Nachbarn das glänzendste Beispiel vor Augen, wie Herstellung guter Communikationsmittel vor allem beiträgt, Produktion zu beleben, für dieselbe Absatz und Consumtion zu verschaffen, Wohlstand zu erzeugen, Immigration zu wecken und heranzuziehen; aber leider wird darüber hier zwar sehr viel geschrieben und gesprochen, aber nicht gehandelt. Ich habe es mir besonders angelegen sein lassen, sowohl die Direccion de colonizacion als auch das Gouvernement des Staates Veracruz, auf den ich besonders mein Augenmerk gerichtet habe, darauf aufmerksam zu machen, daß Anlage von Wegen so wie Schiffbarmachung und Canalisirung von Flüssen ein Haupterforderniß sei, wenn man Colonisten heranziehen wollte. Ich habe darauf die glänzendsten Versprechungen erhalten und sollte mich nichts mehr freuen, als bald berichten zu können, daß dieselben nur zum kleinsten Theil in Erfüllung gegangen sind. —

In dem Charakter, den Eigenthümlichkeiten des mericanischen Volks liegt ferner ein anderes Hauptmoment, welches einer Colonisation durch Deutsche einigermaßen störend entgegentreten könnte. — Der Deutsche, welcher nach den Vereinigten Staaten geht, findet dort ein dem germanischen Stamme verwandtes Volk, eine Sprache, in der sich die viel-

fachsten Anklänge mit der seinigen wiederfinden und die ihm nicht schwer wird zu lernen; Sitten, Gewohnheiten, Lebensweise sind, wenn auch nicht den seinigen gleich, doch mindestens sehr ähnlich; und mit dem, was er dort anders findet, versöhnt er sich bald, ja nur zu schnell amalgamirt er sich mit dem Amerikaner und wird nur gar zu leicht ein Bruder Jonathan. In Mexico ist das ganz anders; der Haupttheil des Volks, der Zahl nach, ist von ganz verschiedener Race, von ganz reinem oder halbindianischem Ursprung, der andre, numerisch kleinere aber herrschende, von einer der deutschen ganz fremden Nationalität; der Deutsche findet daher hier nicht nur eine durchaus fremde Sprache, sondern auch einen von dem seinigen ganz verschiedenen Charakter, so wie vollkommen andre Sitten, Gewohnheiten und Lebensweise. —

Die Indier, welche die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, haben seit der Losreißung von Spanien, trotz der feierlichen Erklärung, daß sie den Weißen in jeder Hinsicht gleich gestellt werden sollen, durchaus nichts gewonnen, weder an ihrer politischen Stellung noch an Bildung und Wohlstand; zum größten Theil befinden sie sich noch in derselben traurigen Abhängigkeit wie früher, und bis jetzt ist noch wenig Annäherung an die weiße Race zu bemerken. Im Gegentheil haben in den letzten Jahren die furchtbaren Racekämpfe in Yucatan, in der Huastera und der Sierra Gorda gezeigt, wie tief noch der Haß gegen die weiße Race in einem großen und zwar dem kräftigeren Theile der Indier liegt, wie sie noch nicht vergessen haben, daß sie einst Herren des Landes gewesen sind, und immer noch die Hoffnung nähren, sich dieselbe wieder zu erobern; aber auch zugleich dargethan, wie eitel diese Hoffnungen sind, und wie die Farbigen, so viel Muth, Anstrengungen und Grausamkeiten sie auch aufbieten, so gefährlich sie auch mitun-

ter durch ihr numerisches Uebergewicht erscheinen, doch nie den Weißen das Terrain, was diese einmal erworben, abzuringen vermögen. Der Indier, so sehr er den Weißen innerlich haßt, so argwöhnisch und verschlossen er auch immer gegen denselben ist, — so wie überhaupt Mißtrauen ein Hauptzug seines Charakters ist, — so erkennt er doch dessen Superiorität an, hat Respekt vor ihm, ja ist gewöhnlich mehr als zu demüthig und selbst, wenn er gut und menschlich behandelt wird, treu und anhänglich. Er schenkt deshalb auch dem Fremden, d. h. dem Nicht-Spanier, von dem er sich mit Menschlichkeit, mit Billigkeit behandelt sieht, gewöhnlich mehr Zuneigung und Vertrauen, als dem Spanier, seinem alten despotischen Herrn, der ihn immer nur mit Füßen getreten hat, — als seinem mericanischen Mitbürger, der ihn drückt, wie und wo er kann und ihn nicht anders als mit dem herabwürdigenden Namen „hombre sin razon“ (Mensch ohne Vernunft) bezeichnet. So war es für mich wirklich erfreulich, auf der französischen Colonie Jicaltepec das herzliche, freundschaftlichste Vernehmen der sonst so abgeschlossenen Indianer mit den Colonisten zu sehen, wie beide Sonntags zusammen fröhlich tranken und plauderten und die Indier sich bemühten, französisch zu radebrechen, und stolz auf ihre feine pariser Blouse mit den Franzosen Arm in Arm einherspazierten. Ich glaube deshalb sicher, daß auch deutsche Colonisten, sobald sie nur ihre indischen Nachbarn, ihre indischen Arbeiter gut und billig behandeln, bei diesen auf Erkenntlichkeit, auf Anhänglichkeit zählen, ja bei diesen Rothhäuten auf eben so viel Sympathieen rechnen können, als sie bei ihrem weißen Mitbruder finden werden.

Der mericanische Creole, der Herr des Landes, besitzt unstreitig viel anerkennungswerthe Eigenschaften, aber grade nicht solche, welche den Deutschen besonders ansprechen

dürften. Er hat vom Spanier ganz dessen feines, höfliches Wesen geerbt, aber nichts von dessen beleidigendem Stolze, er wird dadurch im ersten Augenblick jeden durch sein verbindliches Benehmen, seine insinuante Sprache, seine angenehmen Formen, sein einnehmendes Wesen für sich gewinnen. Aber das, was der Deutsche so gern hat, Gemüthlichkeit, das wird er bei den Mexikanern nie finden; das, was der Deutsche über Alles schätzt, Offenheit und wahre Herzlichkeit, das wird er bei ihnen stets vermissen. Er bleibt mit ihm stets auf derselben Stufe, als beim ersten Zusammentreffen, auch wenn die Bekanntschaft schon zwanzig und mehr Jahre dauerte; er hört denn noch dieselben höflichen Redensarten, wie das erste Mal, erhält denselben matten Händedruck, empfängt dieselben Versicherungen von Freundschaft, aber — Freundschaft, Freundschaft im wahren Sinne des Worts wird ein Deutscher wol nie mit einem Mexikaner schließen können. Beider Charaktere sind zu sehr verschieden; denn nicht bloß dieses Ueberschätzen äußerer Formen, dies Sich-steifen auf leere Redensarten ist, was den Deutschen dem Mexikaner immer fern halten wird, nein, auch der dem Mexikaner eigene leichte Sinn, mag dem Deutschen nicht zusagen, jener leichte Sinn, vermöge dessen er das größte Glück wie das größte Unglück mit demselben Gleichmuth erträgt, mit welcher er lächelnd Hab und Gut auf eine Karte setzt und lächelnd dort als Bettler herausgeht, wo er als Millionär eingetreten ist; jener leichte Sinn, vermöge dessen er Versprechungen, die er nie zu halten vermag, giebt, selbst mit der Absicht sie zu halten; jener leichte Sinn, der ihn nie an gestern denken, nie für morgen sorgen, nur das Heute genießen läßt. Derartige charakteristische Eigenthümlichkeiten sind nur zu schwer mit dem bedächtigen Sinn der Deutschen zu vereinen, und wenn auch deshalb keine Reibungen zwischen beiden Natio-

nalitäten zu befürchten stehen, so darf man doch schwerlich hoffen, daß sich die Deutschen eng an die Mexikaner anschließen, sich mit der Zeit mit ihnen amalgamiren werden; es wird blos ein Nebeneinanderwohnen der Deutschen und Mexikaner, niemals aber ein Mit- und Zusammenwohnen beider stattfinden. Bis jetzt wenigstens lehrt auch die Erfahrung, daß sich nur wenig Fremde, auch nach längerem Aufenthalt hier im Lande, wirklich heimisch unter den Mexikanern gefühlt haben.

Es beruht dies noch auf einer andern Eigenthümlichkeit der Mexikaner, welche man gewöhnlich mit Fremdenhaß bezeichnet, die aber mehr eine Scheu vor den Fremden ist, hervorgegangen aus dem dunklen uneingestandenem Gefühl von der Superiorität der Fremden: dieses Gefühl vereint mit Neid und religiösen wie nationellen Vorurtheilen läßt durchaus kein vertrautes Verhältniß zwischen Ausländern und Mexikanern aufkommen. Die hinter freundlichen, höflichen Redensarten verborgene Kälte wird doch fühlbar und mit der Länge des Zusammenseins immer fühlbarer, und von Jahr zu Jahr sieht sich der Fremde immer mehr abgestoßen als angezogen.

So bedauerlich dies auch ist, so wenig das Vorhandensein dieser inneren Abneigung gegen Fremde sich auch ableugnen läßt, so darf man doch diesen sogenannten Fremdenhaß den Mexikanern nicht gar zu sehr zum Verbrechen anrechnen, ebensowenig als diesem Umstand zu großes Gewicht beilegen, noch vielweniger als ein Haupthinderniß für jede Colonisation darstellen, da er unleugbar in den letzten Jahren bedeutend abgenommen hat. — Man bedenke nur, wie die Spanier drei Jahrhunderte lang Mexico von allen Fremden hermetisch abgeschlossen und wie sie absichtlich nichts unterlassen hatten, dieselben, schon als Feinde der Kirche, dem Volke verhaßt zu machen, — und man wird natür-

lich finden, daß die Fremden, welche seit der Unabhängigkeits-Erklärung zugelassen wurden, von der Masse des Volks zuerst mit einem gewissen Vorurtheil aufgenommen wurden. Seitdem haben nun leider diese nicht sehr viel gethan, um dasselbe zu beseitigen und sich die Zuneigung der Mexikaner zu erwerben: die Bekanntschaft mit den Engländern ist ihnen ziemlich theuer zu stehen gekommen, denn nicht nur daß jetzt ihr meistes Geld nach England geht, die Republik droht jetzt in Folge der freundschaftlichen englischen Unterstützung mit 32 Mill. Dollars, wovon sie nur 21 Mill. erhalten, die aber doch jetzt auf ca. 50 Millionen gestiegen, am Staats-Bankrutt zu versiechen; die Nord-Amerikaner waren kaum zugelassen, als sie auch Unfrieden und Zwietracht unter die jungen Republikaner säeten, Parteiungen stifteten und dadurch gleich den Keim zum Ruin der Schwesterrepublik legten; die Franzosen, die von allen mit offenen Armen aufgenommen worden, und deren Sitten, Moden und dergleichen man sich so schnell als möglich anzunehmen beeiferte und die man deshalb fast als maîtres de la civilisation verehrte, vergelten diese zuvorkommende Aufnahme damit, daß sie wegen unbedeutender Reclamationen der jungfräulichen Republik das Bombardement von S. Juan Ulua und Veracruz zuzogen; die Deutschen endlich, die sich jetzt sicher noch der meisten Zuneigung hier rühmen können, weil sie Merico wenigstens keine internationalen Streitigkeiten bereitet haben, kommen doch, wie bis jetzt fast alle Fremden, nur hierher, um sich in einigen Jahren so schnell als möglich zu bereichern und dann mit den erworbenen Geldern heimzukehren: — daß dazu die Mexikaner scheel sehen und die Fremden beneiden, welche binnen wenig Jahren wohlhabend werden, während sie meist auf derselben Stufe bleiben, ja wol auch ärmer werden als sie waren, ist gewiß ein zu natürliches Gefühl, als daß man es ihnen ver-

argen könnte. Darnach haben also die Fremden nicht zu große Ansprüche auf die Liebe von Seite der Mexikaner sich erworben; und wenn man dazu nimmt, daß die meisten Fremden hier, so viel oder so wenig sie auch gebildet sein mögen, auf den Mexikaner mit einer gewissen Verachtung herabsehen, sich nicht scheuen, denselben diese fühlen, ihn ihre Superiorität erkennen zu lassen: so wird man es entschuldbar finden, wenn der Mexikaner sich von den Fremden zurückzieht und seine Abneigung gegen die fremden Nationen, von denen er bis jetzt wenig Gutes empfangen, auf die Individuen derselben überträgt und es vermeidet, mit Leuten in nähere Berührung zu kommen, durch welche er nur zu leicht bis aufs Innerste verletzt wird. Und trotz allem dem hat doch in den letzten Jahren dieser sogenannte Fremdenhaß bedeutend abgenommen, es hat besonders in dieser Hinsicht der letzte nordamerikanische Krieg einen wesentlichen heilsamen Einfluß ausgeübt. Wol hie und da, vielleicht in einzelen rohen Ausbrüchen des fanatisirten Pöbels oder, was am häufigsten ist, bei der Justiz, mag er sich noch äußern; aber im Ganzen verstummen die Klagen darüber immer mehr und mehr, und, thuen die Fremden nur auch das Ihrige, prätendiren sie nicht ein Uebergewicht de jure über die Herrn des Landes, verlangen sie für sich nicht mehr Rechte als die eigenen Staatsbürger haben, dann wird es auch nicht ausbleiben, daß bei den Mexikanern jenes Gefühl der Abneigung gegen die Fremden immer mehr schwindet; und sicher würde es bald ganz verschwinden, wenn dasselbe nicht mit zum Theil seine Wurzel in religiösen Vorurtheilen hätte und diese nicht zugleich von einer Seite her genährt würden, die noch allzugroßen Einfluß hat, nämlich von der Geistlichkeit aus.

Die Mexikaner haben zu lange unter einem doppelten Joche, dem politischen wie dem kirchlichen, geschmachtet; die

Erziehung, die ihnen Jesuiten und Inquisition gegeben, war nur zu sehr geeignet, Fanatismus und Bigoterie, anstatt wahrer Religiosität, bei ihnen zu erzeugen und so tief einzupflanzen, daß auch eine dreißigjährige Independenz, dreißigjähriger freier Contakt mit Fremden aller Confessionen, bei den Massen noch keine freiere Ansichten über Religion hat aufkommen lassen, und daß die Ausländer, besonders weil sie insgesammt für Ketzer gelten, fern gehalten werden. Die Geistlichkeit bietet natürlich alles auf, diese Gesinnung zu unterhalten, zu nähren; wird aber wol wahrscheinlich hier, wie überall, nicht dem Geiste des Fortschritts viel länger mehr widerstehen können. Der bedeutende Einfluß der Geistlichkeit datirt sich von der Conquista her: die Prediger- und Augustiner-Mönche haben sich um die Eroberung, besonders aber um die Erhaltung Mexicos für die Krone Spaniens nicht weniger verdient gemacht, als die Waffengefährten von Cortéz und die Söldner der Vicekönige; die Geistlichen waren die einzigen, die ihre Stimmen für die armen Indier erhoben, die einzigen die noch für diese Unglücklichen wirkten und arbeiteten; die Könige von Spanien, die dies gern sahen, gestanden dem Clerus deshalb sogar einigen Einfluß auf die Civil-Verwaltung zu, und die Eingebornen verehrten ihre Seelsorger als ihre Retter, als ihre einzige Stütze gegen die Willkür weltlicher Herren. Mit der Zeit aber hat sich das sehr geändert, da der Clerus natürlich nicht unterlassen konnte, sein Ansehen, seine Macht arg zu mißbrauchen; und besonders seit dem Beginn des Unabhängigkeits-Krieges ist sein Einfluß immer mehr gesunken, theils durch das Umsichgreifen der neuern Zeitideen, theils weil er auch selbst an innerer wie äußerer Würde viel verloren hat, und man jetzt seine Fueros (Privilegien), seine Reichthümer schon mit Neid ansieht, und die Renten die er genießt, wie Zehnten und Stolgebühren, die verhaßtesten und drückendsten Ab-

gaben sind, die in der Republik bezahlt werden. Selbst bei dem Indier, wo der Cura (Pfarrer) bisher der einzige war der ihn leitete, und bei dem der Fraile (Ordensbruder) besser als jeder andre sich zu insinuiren wußte, selbst bei diesem hat der Geistliche jetzt sehr an Einfluß verloren, ist in der Meinung gesunken, weil er sich nicht mehr mit jenem uninteressirten Eifer zeigt, der ihm früher dessen Verehrung, dessen Liebe, dessen Zuneigung erwarb. Müssen doch in den meisten Indier-Dörfern die armen Indier außer dem Zehnten und den hohen Stolgebühren für Taufen, Trauungen und Begräbnisse, die mit unerbittlicher Strenge betrieben werden, noch alle Wochen für das Messen-Lesen zahlen und zu den Kosten des Cultus, Erhaltung der Kirche und des Pfarrhauses beisteuern, dabei ein und mehrere Male des Jahres kostspielige Kirchenfeste veranstalten, wozu sie die Wachskerzen, welche sie selbst der Kirche geschenkt haben, derselben für hohen Preis wieder abkaufen! — Und bei alle dem versagt der Pfarrer dem Sterbenden die letzte Oelung, wenn er nicht vorher bezahlt hat! — Im Allgemeinen ist das Ansehen, der Einfluß des Clerus jetzt bemerklich gesunken, ist aber immer noch zu bedeutend, sowol durch die Reichthümer die dieser besitzt, als durch die Leitung der Jugend-Erziehung die ihm noch nicht aus den Händen gewunden ist und besonders durch das Uebergewicht, was der Beichtvater noch immer in den Familien, vorzüglich auf den weiblichen Theil derselben ausübt. Endlich auch haben die politischen Unruhen, welche das Land vielfach erschüttert haben, nicht wenig beigetragen, dem Clerus einen bedenklichen Einfluß auf die politischen Geschicke der Republik zu lassen. Wäre das Land ruhig gewesen, hätten die verschiedenen Parteien nicht immer gesucht sich eine Stütze an dieser mächtigen Klasse zu verschaffen, die Niemandem sich bona fide leiht, die niemals ihr Interesse

aus dem Auge verliert: so wäre jener Einfluß zum Glück des Landes nicht mehr vorhanden; aber Gouvernements wie Oppositions-Parteien haben stets um seine Gunst gebuhlt, alle Versuche der aufgeklärteren Staatsmänner, die Macht des Clerus zu brechen, ist an mesquinen Interessen gescheitert und dieser hat nicht versäumt, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Unterstützung jeder der streitenden Parteien anzubieten, um auf diese Weise sich stets eine indirekte Einwirkung auf die politischen Gestaltungen des Landes zu erhalten.

Diesen Umständen, dieser noch nicht ganz gebrochenen Herrschaft der Geistlichkeit verdankt Mexico, daß hier Intoleranz noch de jure existirt, daß noch immer, allen republikanischen Grundsätzen zuwider, dieselbe durch Art. 3 der Constitution („Die Religion der mexikanischen Nation ist und wird ewig sein die Römisch-Apostolisch-Katholische; die Nation schützt sie durch weise und gerechte Gesetze und verbietetet die Ausübung einer jeden andern") sanctionirt bleibt, daß dieser Artikel, der Mexiko von der nicht-katholischen Welt scheidet, alle Umwälzungen, alle Umwandlungen der Constitution überdauert hat und trotz der Anstrengungen tüchtiger Staatsmänner nicht hat beseitigt werden können und auch noch nicht aufgehoben werden kann. Was hilft es, daß selbst ein Geistlicher, der treffliche Historiograph Mexicos, Mora, es ausspricht, „daß Toleranz ein vom Evangelium, den Kirchenvätern, der natürlichen Vernunft geheiligtes Gesetz sei, daß Intoleranz die öffentliche Moral angreife, die Freiheit des Charakters zerstöre, Irreligiösität erzeuge, dem Fortschritte, der Bildung, dem allgemeinen Wohlstande hinderlich sei und besonders in dem entvölkerten Mexico nachtheilig wirke, indem sie Colonisation hintertreibe!" — Was hilft es, daß ein großer Theil der mexikanischen Nation diese Ansichten theilt und selbst sich nicht scheut,

dieselben öffentlich auszusprechen? Bis jetzt hat dieselbe sich noch bei keinem Gouvernement, bei keinem Congresse, Dank der Scheu vor dem mächtigen Clerus, Bahn brechen können. Selbst jetzt, wo die Ueberzeugung eine allgemeinere geworden, daß Verstärkung der Population und der Produktions-Kräfte durch Immigration eine Lebensfrage für Mexico sei; selbst jetzt, wo fast alle Parteien darin übereinstimmen, daß man Colonisten herbeiziehen, Colonisation befördern müsse, wenn man Mexico als Staat erhalten wolle; selbst jetzt wagt das gegenwärtige Gouvernement, das doch der liberalen Partei angehört, nicht einmal die Frage wegen der Toleranz des Cultus, bloß in Bezug auf die Colonisten, vor den Congreß zu bringen. In der Botschaft, mit welcher Präsident Herrera im Juli vorigen Jahres die außerordentlichen Congreß-Sitzungen eröffnete, spricht sich derselbe über diesen Punkt dahin aus, „daß es dringend nothwendig sei, ein Colonisations-Gesetz zu entwerfen, daß es aber wol nicht passend sein dürfte, darin gewisse Punkte zu berühren, über welche die öffentliche Meinung noch nicht aufgeklärt genug sei und welche nur zu leicht geeignet sein könnten, bei einigen einen wirklichen Grund für die Beunruhigung der Gewissen, bei andern aber einen Vorwand abzugeben, Aufregung hervorzurufen." Als darauf die Direccion de colonizacion eine Denkschrift einreichte, in der sie die Nothwendigkeit nachwies, den Colonisten Cultus-Freiheit zu gewähren, und unter anderm sagte: „Die achtbaren und arbeitsamen Leute, die unsere Religion bekennen, werden sich nicht entschließen, zeitlicher Vortheile willen, die ihrige aufzugeben oder auf die Lehre und Ausübung ihres Cultus zu verzichten; wird der Cultus nicht frei gegeben, so kann auch an Colonisten nicht gedacht werden!" — erwiederte das Gouvernement: „diese Toleranz sei durch die politische Constitution des Landes nicht gestattet, und ob-

gleich die Comission de colonizacion der Repräsentanten-Kammer dieser vor einem Jahre ein Gutachten vorgelegt, worin sie vorgeschlagen in den Colonien andre Culten zu dulden, habe sich doch die Kammer dieser Ansicht nicht zugeneigt; zwar liege dies Gutachten noch zur Diskussion vor, aber doch sei nicht darauf zu rechnen, daß der neu gewählte Congreß sich den Tendenzen der Toleranz mehr zuneigen werde; man dürfe aber deswegen Mexico nicht als intolerant anklagen in Bezug auf religiöse Meinungen, denn niemand werde um derentwillen verfolgt; den fremden Akatholiken sei nicht verwehrt, ihre besondern Gottesacker zu haben; ihre Leichenbegängnisse wie ihre Gräber seien immer respektirt, so wie auch sie niemals in der Ausübung von Privatgottesdienst gestört worden; die Praxis gestatte sogar den Fremden ihre Gebräuche bei der Feier von Heirathen beizubehalten, und die Deputirten-Kammer habe auch schon einen Artikel in das neu projektirte Gesetz aufgenommen, durch welchen Civil-Ehen unter Fremden anerkannt werden sollen." Als nun Anfangs des Jahres der neue Congreß, der in diesem Rescript erwähnt worden, zusammentrat, sprach sich Präsident Herrera in seiner Eröffnungs-Rede über diesen Punkt dahin aus: „daß wol bald ein gutes Colonisations-Gesetz zu Stande kommen werde, auch ohne die delikaten Fragen zu berühren, welche sich an die Religion knüpfen!" Ganz in demselben Sinne spricht sich auch der Minister des Innern in seinem Jahres-Bericht aus, indem er sagt: „daß das Gouvernement absichtlich unterlasse, eine der größten Schwierigkeiten, die sich der Ansiedlung von Fremden entgegenstellen, nämlich die Frage wegen Mangel an religiöser Toleranz zu berühren." — Aus allen diesen Manifestationen kann man wol deutlich entnehmen, daß das jetzige Gouvernement die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit religiöser Duldung

für Colonisten hegt, zugleich aber nicht wagt, dieselbe offen gegen den Congreß auszusprechen und sich scheut darüber eine Initiative zu stellen. Es ist ihm deshalb nicht ein zu großer Vorwurf zu machen; denn hatte der vorjährige Congreß den Antrag auf Toleranz verneinend beschieden, ja hatte selbst der aus den radikalsten Elementen zusammengesetzte Congreß von $18^{46}/_{47}$ diese Frage nicht zu Gunsten der Toleranz zur Entscheidung gebracht: so war noch viel weniger zu hoffen, daß der diesjährige, in dem die conservativ-kirchliche Partei bedeutend stärker vertreten ist, sich für Religions-Freiheit erklären werde. Außerdem, daß es eine Negative erhalten haben würde, hätte das Gouvernement sogar seine ganze Existenz durch eine solche Initiative aufs Spiel gesetzt: die clerikale Partei, in der es seine Hauptgegner zählt, würde sogleich alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, den längst ersehnten Sturz des verhaßten Gouvernement herbeizuführen, die Geistlichen würden von den Kanzeln herab gegen die gottlose Regierung gedonnert, das Volk zum Kreuzzug gegen das ketzerische Gouvernement aufgefordert, und alle andere Parteien, Santannisten wie Puros (Radikale) würden sich dem angeschlossen haben, nicht um des Prinzips willen, sondern nur um durch den Sturz der bestehenden Regierung, irgend welche Vortheile für ihre Interessen zu ziehen; und wäre diese auch selbst nicht unterlegen, hätte sie sich vielleicht auch in solchem Sturm aller Parteien erhalten, so hätte sie doch auf jeden Fall einen Bürgerkrieg hervorgerufen, der jetzt mehr als je zum Zerfall der ganzen Republik beitragen konnte. So wie dieses Gouvernement, so wird auch sobald kein anderes wagen dürfen, die Fahne der Religions-Freiheit zu erheben: der zweimalige Sturz des Cabinets Gomez' Farias, welcher es zweimal untermahm die Macht der Geistlichkeit zu brechen, steht warnend vor Augen; und leider ist keine Hoffnung vorhanden, daß je

ein mexikanisches Gouvernement in sich selbst stark genug sein dürfte, sich gegen den Willen des Clerus zu halten. Ebenso wenig ist aber auch zu hoffen, daß je ein Congreß sich soweit von dem Einfluß desselben emancipiren werde, daß er es wagen sollte, Cultus-Freiheit zu decretiren; denn, wären auch seine Mitglieder, in der Mehrzahl, von der Nothwendigkeit, von der Nützlichkeit einer solchen Maßregel in ihrem Innern fest überzeugt, ja selbst davon, daß Intoleranz nicht bloß gegen alle republikanischen Prinzipien, selbst gegen die der Religion, des Christenthums verstoße: so wird doch der Einfluß der Priester durch den Beichtstuhl, durch die Frauen allein, immer stark genug sein, die meisten abzuhalten, diese Ueberzeugung öffentlich auszusprechen, ihr Votum für religiöse Toleranz abzugeben. — Von der obersten legislativen Gewalt also ebenso wenig als von der obersten exekutiven, darf demnach eine günstige Aenderung in dieser Hinsicht, darf Proklamirung der Religions-Freiheit erwartet werden; und man müßte daran verzweifeln, daß Mexico je deutschen, akatholischen Einwanderern sich anschließen würde, könnte man nicht darauf rechnen, daß sich in einzelnen Staaten der Föderation das Prinzip der Toleranz mit der Zeit Bahn brechen werde. In der letzten Zeit haben die Staaten, durch die Schwäche der Centralregierung und in mancher Hinsicht auch zum Nachtheil des Ganzen, bedeutend an Selbstständigkeit gewonnen, und es wäre darum gar nicht unwahrscheinlich, daß die Legislatur des einen oder andern Staats, wie z. B. des von Veracruz, der mehr als andere ein großes Interesse hat, Colonisten heranzuziehen, denselben Religions-Freiheit garantirte, ohne daß von Seiten der Centralregierung oder des Generalcongresses irgend eine Einsprache zu befürchten wäre. Ist nur erst in einem Staat der Föderation der Anfang gemacht, so wird es nicht ausbleiben, daß andere dem Beispiel nachfolgen, besonders wenn

die gefürchteten Ketzer durch ihr gutes Benehmen keinen Grund zu irgend einer Klage, keinen Anstoß irgend einer Art geben, die katholische Religion nichts weniger als gefährden und dadurch die Verleumdungen der Priester, wie die darauf begründeten Befürchtungen vollständig zu nichte machen. Der Zeitpunkt, wo in einem Staate mit diesem bedeutenden Fortschritt der Anfang gemacht werden wird, ist, glaube ich, nicht mehr allzu fern; und wird es dann blos von den Colonisten abhangen, daß er Nachahmung finde und das Prinzip der Cultus-Toleranz sich in der ganzen Republik Geltung verschaffe. —

Ohne zu verkennen, daß ein Mann, ein Familienvater, dem seine Religion lieb und werth ist, sich nur schwer entschließen kann, bei solchen Glaubensbeschränkungen, wie sie hier noch gesetzlich gelten, hieher zu übersiedeln und auf alle Tröstungen seiner Religion zu verzichten, und ohne im entferntesten nur einen meiner Landsleute überreden zu wollen, das Höchste auf Erden zeitlichen Gütern zu opfern: so glaube ich doch den Merikanern die Gerechtigkeit widerfahren lassen zu müssen, daß sie in der That nicht so intolerant sind, als sie in ihrer Gesetzgebung erscheinen. Beläftigt wird hier kein Fremder seines Glaubens wegen; zeigt er nur äußere Achtung vor den Ceremonien und dem Ritus der katholischen Kirche, so hat er nicht die geringste Unannehmlichkeit zu befürchten. Dadurch, daß schon längst den Katholiken erlaubt ist, ihre eigenen Gottesacker zu haben und bei Leichenbegängnissen ihren eigenen Ritus zu befolgen, ohne daß sie irgend eine Sportelabgabe an die katholische Geistlichkeit zu entrichten hätten und ohne daß sie je von dieser noch vom Volk in irgend einer Weise beläftigt oder beleidigt worden wären, — dadurch stehen dieselben schon um einiges freier da, als man nach dem strengen Wortlaut des Art. 3 annehmen dürfte, und sind jetzt schon

einer Einwirkung der katholischen Geistlichkeit entrückt, die die unangenehmsten Consequenzen mit sich führen könnte. — Bis jetzt bestand der größte und fühlbarste Uebelstand darin, daß keine Heirath von einem katholischen Priester eingesegnet wurde, wenn nicht der Nachweis geführt werden konnte, daß beide Theile des Brautpaars der römisch-katholischen Kirche angehörten. Die Folge davon war, daß der nicht katholische Theil entweder falsche, erkaufte Beweise für seine Rechtgläubigkeit beibrachte, oder wirklich zur katholischen Kirche übertrat — gewiß in den seltensten Fällen aus wahrer Ueberzeugung — oder ganz auf jede kirchliche Trauung verzichtete, und es vorzog, in wilder Ehe zu leben. Wie wenig keines von allen dreien die Probe vor einer strengen Moral bestehen kann und welche üblen Folgen daraus resultirten, bedarf wol keiner näheren Beleuchtung. Diesem großen Uebelstande kann nun zum Wesentlichsten durch Gestattung von Civil-Ehen abgeholfen werden, und da es fast keinem Zweifel unterliegt, daß dieselben hier gesetzliche Anerkennung erhalten werden: so fiele auch diese große Bedenklichkeit weg, daß bei einem der wichtigsten Akte des Lebens das katholische Priesterthum zum Nachtheil der Moral und der wahren Religiosität selbst influiren könnte. Freilich ist dabei nicht zu übersehen, daß, falls nicht auch den Merikanern Eingehen von Civil-Ehen gestattet wird, dadurch eine Ungleichheit zwischen diesen und den Colonisten statuirt wird, die nichts weniger als wünschenswerth und vortheilhaft ist! — Es bliebe demnach nur noch die Taufe fast als der einzige kirchliche Akt übrig, dessen Ausübung der katholischen Geistlichkeit verbliebe und wahrscheinlich auch nicht genommen werden kann. Dieselbe wird, so lange nicht ein Toleranz-Gesetz promulgirt ist, dies Recht gewiß nicht aufgeben und kann es auch nicht, da sie ihrer Kirche nicht diese Gelegenheit entgehen lassen darf, Seelen derselben zu

erhalten. So wichtig dies für sie ist, so wenig Bedeutung hat es für das praktische Leben: die Erfahrung hat gelehrt, daß, so viele Kinder akatholischer Eltern auch hier nach dem katholischen Ritus getauft worden sind, sich doch niemals später eine Einmischung der Geistlichkeit oder der katholischen Pathen in die weitere Erziehung und Ausbildung solcher Kinder hat geltend machen wollen, eine Einmischung, die den Eltern sicher sehr unangenehm werden könnte. Demnach glaube ich auch, daß die akatholischen Colonisten, so lange Toleranz noch nicht gesetzlich gilt, das Recht der Kinder-Taufe der katholischen Geistlichkeit ohne Bedenken lassen können, um so mehr da sie dadurch sich und den Kindern leicht die Herzen und die Zuneigung der Merikaner gewinnen dürften, die dann in diesen der Kirche gewonnene Seelen anerkennen, und weil hier auch, wie überall, die Geistlichen die Taufbücher und Geburtslisten führen, — ein Recht, was ihnen nicht mehr genommen werden kann. — Da, nach dem früher mitgetheilten Ausspruch des Ministers des Innern, der Privatgottesdienst der Akatholiken durchaus nicht gestört, sondern erlaubt werden soll, so dürfte es gar keinem Bedenken unterliegen, daß Familien, welche nach hier übersiedelten, sich zum Lehrer ihrer Kinder — je 40 bis 50 Familien zusammen müßten sich immer hieher einen Lehrer für ihre Kinder mitbringen — einen Gottesgelehrten engagirten, der ihnen hier privatim predigen und wol auch Communion ertheilen könnte. Wird mit Ausübung eines solchen Privat-Cultus, wie zu hoffen steht, in der Hauptstadt selbst durch Errichtung einer Privat-Capelle im gesandschaftlichen Hôtel des K. Preuß. Ministers der Anfang gemacht: so wird sich das Volk daran gewöhnen, die Ausübung eines andern Cultus zu dulden, und die Colonisten, welche doch zuerst nur in den wenigst bigoten Theilen der Republik sich ansiedeln können, werden dann

dabei auf weniger Widerstand von Seiten der Bewohner stoßen.

Es wäre demnach wol möglich, daß, trotz Art. 3 der Constitution, die Colonisten hier, wenn auch mit einigen Einschränkungen, ihrem Cultus leben könnten. Wer glaubt, solche Beschränkung seiner Religion nicht mit seinem Gewissen vereinigen zu können, der komme nicht hieher. Wer aber glaubt, auch, mit solcher Beschränkung, Gott dem Herrn recht zu dienen, der möge kommen, und er wird finden, daß die verrufene Intoleranz der Mexikaner nicht so schlimm ist, als sie gewöhnlich geschildert wird, und als man gewöhnlich annimmt. Vermeiden nur die akatholischen Colonisten, die Mexikaner bei Ausübung ihres Ritus, ihrer Ceremonien zu verletzen, so wird es nicht ausbleiben daß sich dieselben ihnen nähern, und durch diese Annäherung, durch diesen Contakt mit Andersglaubenden werden sie auch noch toleranter werden und der endlichen Freiwerdung des Cultus, der wahren Toleranz wird dadurch wirksamer, durchgreifender vorgearbeitet werden, als auf dem Wege der Gesetzgebung! Toleranz wird dann Gesetz sein, ohne ein Edict des Congresses, ohne Sanction der Regierung! — —

Außer dem Art. 3 findet sich sonst in der jetzt bestehenden Verfassung weiter keine Bestimmung, welche einer Colonisation hemmend entgegenträte: an Gesetzen, Edicten, Rescripten, Verträgen ꝛc., um die politischen Rechte, die Sicherheit der Person und das Eigenthum des hier lebenden Fremden zu wahren, fehlt es hier nicht, wol aber ganz und gar noch an festen Bestimmungen über das Verhältniß von Colonisten. Es ist dies ein großer Uebelstand, aber ein noch größerer war bis jetzt der, daß stets sowohl der Bestand der Verfassung als die Ausübung der Gesetze in Frage stand. Die fortwährenden Revolutionen, die Unbeständigkeit der Institutionen, der rasche Wechsel

im Personal des Gouvernements haben bis jetzt einer Immigration fremder Colonisten nicht weniger entgegengestanden, als die religiöse Intoleranz. Man konnte keine Contrakte mit einer Regierung abschließen, deren Bestand von heut bis morgen unsicher war, wo nicht allein der wirkliche Sturz derselben, sondern nur Aenderung der Personen in ihr selber, Annullirung der geschlossenen Verträge herbeizuführen drohte; Colonisten mochten sich nicht entschließen, nach einem Lande überzusiedeln, wo sie nicht wissen konnten, ob die von dem einen Gouvernement versprochenen Garantien von dem nächstfolgenden übernommen werden würden; wo sie erwarten durften, bei ihrer Ankunft ganz andre Institutionen vorzufinden als die, unter deren Voraussetzung sie sich zur Auswanderung entschieden hatten; und endlich mußten sie nicht auch befürchten, in einer oder der andern Revolution, durch Attentate einer demoralisirten Soldateska, durch Plackereien und Betrügereien von Beamten, durch Erhebung gezwungener Anleihen und dergleichen, mit einem Mal all ihr sauer erworbenes Hab und Gut zu verlieren? Alle diese Besorgnisse, alle diese Befürchtungen waren bei dem bisherigen politischen Zustande des Landes nur zu natürlich, nur zu sehr geeignet, Ausländer von einer Immigration abzuhalten, — aber nicht ganz mit Recht. — Die Revolutionen hier haben in der Regel einen sehr milden Charakter gehabt; da sie fast nie in die Tiefe des Volks selbst hinuntergegangen sind, da sie fast immer nur auf Personen- nicht auf Prinzipien-Wechsel hinausgingen, da sie fast gewöhnlich nur durch vorher erkaufte Truppen angefangen, meist durch freundschaftliche Convenios beendet worden: so sind sie zum großen Theil unblutig gewesen und haben den Landbauer weniger berührt; vorzüglich aber haben Fremde nur selten erhebliche Nachtheile durch sie gelitten. Wie wenig im Ganzen Fremde von Merikanern selbst bei

der größten politischen Aufregung zu fürchten haben, dafür spricht wol am besten das Beispiel, daß die französischen Colonisten in Jicaltepec, welche, gegen die Gesetze des Landes, Grundstücke acquirirt hatten, ohne merikanische Bürger geworden zu sein und fortfuhren unter französischem Schutz zu leben, — als Veracruz von der französischen Flotte blokirt und bombardirt wurde, in keiner Weise weder durch merikanische Behörden noch durch das merikanische Volk belästigt oder vexirt worden sind! Da hat sich wenigstens der verschrieene Fremdenhaß der Merikaner nicht gezeigt! Und auch in der neuesten Zeit, in den letzten Revolutionen von 1845, 46 und 47, wie im amerikanischen Kriege, haben die Fremden nur selten Gelegenheit gehabt, sich über Unbill von Seiten der Merikaner zu beklagen, und, wo dergleichen vorgefallen, ist auch in der Regel vom Gouvernement bereitwillige Abhilfe zugesagt worden. Es dürfte also die Furcht vor Revolutionen nicht mehr so sehr deutsche Emmigranten abhalten, sich hieher zu wenden, besonders jetzt, wo die Merikaner der ewigen Revolutionen ziemlich müde geworden zu sein scheinen, und wo durch Reduzirung des Heeres — glücklicher Weise ist auch die Zahl der revolutionssüchtigen Generäle erheblich durch den Tod dezimirt worden, — des Heerdes aller Pronunciamientos den Unruhstiftern die Hauptstütze entzogen worden. Und sollte, wie fast kein Zweifel mehr ist, die liberale Partei bei der jetzigen Präsidenten-Wahl ihren Candidaten, den General D. Mariano Arista, durchsetzen und dieser ruhige, kräftige Mann die Zügel der Regierung in die Hände bekommen: dann ist wol alle Aussicht vorhanden, daß die Ruhe sich für längere Zeit erhalten werde, und die Besorgniß vor politischen Unruhen dürfte nun deutsche Colonisten am wenigsten bestimmen, Merico nicht zum Ziel der Auswanderung zu wählen! —

Aber, wird man einwenden, nicht bloß durch bürgerliche Unruhen, durch die Schwäche des Gouvernements ist Sicherheit der Person und des Eigenthums gefährdet, sondern auch durch die Räuberbanden, welche ungehindert, ungestraft das ganze Land durchziehen, die Landstraßen unsicher machen, ja selbst große Haciendas (herrschaftliche Schlösser, Landgüter) mit räuberischen Ueberfällen bedrohen. — Das ist leider wahr, aber doch nicht so schlimm, als man es sich gewöhnlich vorstellt, nicht so gefährlich, daß es ein Grund wäre, Colonisten von hier abzuhalten. Allerdings haben die Taschendiebe (rateros) in den größeren Städten, wie Mexico, Puebla, Guanajuato, Guadalajara eine große Fertigkeit erlangt, Taschentücher, Uhren und dgl. zu entwenden und entwickeln darin eine Virtuosität, die ihren Collegen in London, Paris, Berlin alle Ehre machen würde, vorzüglich müssen die neu angekommenen Fremden ihnen Tribut entrichten. Auch kommen öfters Einbrüche vor, doch lange nicht in der Zahl und mit der Kühnheit und Geschicklichkeit ausgeführt wie in den Hauptstädten Europa's. Allerdings ist keine Diligence, mag sie von Veracruz nach der Hauptstadt oder von da ins Innere gehen, sicher, daß sie nicht von einer Räuberbande angehalten und die Passagiere vollkommen ausgeplündert werden; doch kommen diese Fälle jetzt schon weit seltener vor, als früher, und während ehedem es eine Ausnahme war, daß eine Diligence nicht angehalten wurde, kann man jetzt so rechnen, daß von zehnen eine das Schicksal trifft; freilich immer noch schlimm genug! Dagegen gehen die Waarenzüge der Arrieros (Maulthiertreiber, Fuhrleute) fast ganz sicher, und daß Reisende zu Pferde, abseits der großen Landstraßen, ausgeplündert werden, gehört ebenfalls zu den selteneren Fällen; und in einem großen Theil der Republik, fast in der ganzen Sierra caliente und templada (den heißen und den warmen Gegenden) reist man

beinah so sicher wie in Europa. Besonders kann ich die Sicherheit im Staat Veracruz rühmen: acht Wochen hindurch habe ich, nur von einem Mozo (Burschen) begleitet, denselben nach allen Richtungen durchstreift und nicht um eine Nadelspitze bin ich gekränkt worden; ich durfte nie fürchten, daß mir mein Pferd gestohlen würde, wenn ich es des Nachts allein auf der Weide lassen mußte, weil anderes Futter nicht zu haben war und man Ställe dort nicht kennt; in den meisten Ortschaften fand ich Thüren ohne Schlösser, und wo dergleichen auch waren, wurde doch das Haus weder bei Tag noch bei Nacht verschlossen, weil Diebstahl da zu den unerhörten Dingen gehört; in den abgelegensten Ranchos (Meierhöfen), unter freiem Himmel, schläft man da so sicher, wie in seinem eigenen Hause. Wenn man auch eine solche Sicherheit freilich nicht überall, ja nur in den wenigsten Theilen der Republik findet: so ist dieselbe doch auf dem Lande im Allgemeinen groß genug, daß Colonisten sich hier niederlassen können, ohne befürchten zu müssen, das Ihrige durch räuberische Hand zu verlieren. Natürlich würde es immer nöthig sein die Punkte der Niederlassungen wo möglich nur in solchen Gegenden zu wählen, wo Räubereien und Diebstahl selten vorkommen, und auch dann müßten sich die Colonisten nie vereinzeln, sondern immer in compakten Massen zusammen wohnen, um sich gegenseitig bei etwaigen räuberischen Ueberfällen zu unterstützen, denen bisweilen die größeren Haciendas, vorzüglich in Sierra adentro (mittleren Staaten) ausgesetzt sind. Auf Schutz durch Polizei oder Justiz dürfen sie sich aber am allerwenigsten verlassen, denn jene ist im ganzen Lande so mangelhaft und diese so schlecht, daß man sich billig wundern muß, daß Raub und Diebstahl nicht häufiger vorkommen, als es wirklich geschieht. —

Der Zustand der Justiz in Mexico ist in der That

jammervoll und leider nur zu sehr geeignet, Fremden den Aufenthalt hier gründlich zu verleiden. Man hat den großen Fehler begangen, auch nach der Befreiung vom Mutterlande, die aus dem absolutistischen Königthum, aus der despotischen Verwaltung der Vicekönige herstammende, vom Geist der Inquisition influenzirte altspanische Gesetzgebung beizubehalten, hat geglaubt dieselbe den republikanischen Institutionen hinlänglich dadurch anzupassen, daß man die Hoheitsrechte, die dem König zuerkannt waren, dem General-Congreß zum größten Theil übertrug, und sich dann bemüht, dem etwaigen Mangel durch ergänzende, erläuternde, reformirende Dekrete und Edikte einigermaßen abzuhelfen. Natürlich ist daraus nur ein klägliches Flickwerk geworden, der spanischen Gesetzgebung ihr Hauptvorzug genommen, der darin bestand, daß sie doch auf einem consequenten System beruhte; und die jetzt geltende mexikanische Gesetzgebung ist die monströseste, confuseste, die man sich nur vorstellen kann. Da nun zu den Partidas, den Leyes de las Indias, der Recopilacion I. & II., den königlichen Edikten ꝛc. noch die unzähligen Gesetze kommen, welche die verschiedenen Regierungen und Congresse erlassen, von denen immer eines dem andern widerspricht, eines das andere aufhebt: so kann man sich vorstellen, welch ein Wust, welch ein Wirrsal in der mexikanischen Jurisprudenz vergraben ist, und wie es selbst dem scharfsinnigsten, ehrenwerthesten Richter schwer, ja unmöglich sein muß, daraus das Recht zu finden. Leider aber ist diese Klasse von Richtern hier nur zu selten: bloß in der Suprema Corte de Justicia (oberstem Justizhof) hat sich von Anfang bis jetzt ein achtungswerther, intelligenter Richterstamm gehalten, der der Republik wirklich zur Ehre gereicht. Die meisten übrigen mexikanischen Richter aber haben entweder nur eine mangelhafte juristische Ausbildung erhalten, so daß sie nicht fähig sind ihr schwieriges Amt zu verwal-

ten, oder sind nachlässig in Ausübung desselben, oder, was das Schlimmste ist, lassen ihr Urtheil nur zu leicht durch andere als Rechts-Prinzipien bestimmen. Da nun im Civil- wie im Criminal-Verfahren die Untersuchung wie Urtheilsfällung erster Instanz, nur einem Richter, nicht einem Collegium von Richtern, viel weniger einem Geschwornengericht übertragen ist: so ist hier die Entscheidung über die wichtigsten Interessen dem Urtheil eines Mannes anheim gegeben, der vielleicht weder die Fähigkeit noch den guten Willen hat, nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden. Darin haben besonders Fremde schon die übelsten Erfahrungen gemacht, weil, merkwürdiger Weise, nirgends der Fremdenhaß so vorherrschend ist, als beim hiesigen Richterstande, sich nirgends so auffallend manifestirt, als wenn ein Fremder das Unglück hat mit der mexikanischen Justiz in Berührung zu kommen: bei Criminalsachen wird gewiß gegen ihn alle Strenge der mexikanischen Gesetzgebung in Anwendung gebracht, die gegen mexikanische Räuber und Mörder nur zu oft gemildert wird, und in Civilsachen wieder, wenn nicht anders, so lange hingehalten bis wo möglich die streitige Summe durch die Gerichtskosten aufgezehrt wird. Außerdem ist das hiesige Prozeß-Verfahren so überaus langwierig, verwickelt und dermaßen für Advokaten-Kniffe geeignet, daß man beinah jedem rathen möchte, lieber ein kleines Unrecht, eine unbedeutende Rechts-Kränkung ruhig zu dulden, als vielleicht bei einem Prozeß sein ganzes Vermögen durch Bezahlung des Advokaten und der Gerichtskosten zu verlieren. Auf eine gründliche Besserung dieses beklagenswerthen Zustandes der hiesigen Rechtspflege ist leider nicht so bald zu hoffen, da die meisten Mitglieder des Congresses dem Stande der Advokaten angehören, welchen natürlich nichts daran gelegen sein kann, daß irgend eine Aenderung in den jetzigen Rechtsverhältnissen eintrete:

die Codifizirung der jetzt überall zerstreuten Gesetze, eine Zurückführung auf einfache Prinzipien, eine Vereinfachung des jetzigen Civil- und Criminal-Prozesses würde ihnen die Gelegenheit rauben, die Prozesse in die Länge zu ziehen, die Sachen so viel als möglich zu verwickeln und dadurch am besten für ihr Interesse zu sorgen. Daher sind auch bis jetzt fast alle Anträge auf derartige Abänderungen vom Congreß gewöhnlich ad acta gelegt worden oder man hat die Redigirung sowohl eines Criminal- und Civil-Codexes, als eines neuern Civil- und Criminal-Prozesses dem corpus advocatorum übertragen, welches natürlich die Vollendung dieser Arbeiten ad Calendas Graecas aufschieben wird. Unter solchen Umständen ist nur sehr wenig Hoffnung vorhanden, daß dem traurigen Zustande der hiesigen Gerechtigkeitspflege von den Centralgewalten aus abgeholfen werde, und es bleibt, wie bei der Frage wegen religiöser Toleranz, fast nur die einzige Aussicht, daß von einzelnen Staaten der Föderation eine Reform des ganzen Gerichtswesens ausgehe, da denselben das Recht zusteht, ihre eigenen Gerichte, eigene Gerichtsverfassung, ja ihre eigenen Civil- und Criminal-Codices zu haben. Einige Staaten haben damit schon den Anfang gemacht, und im Staate Veracruz, wo überhaupt die Ideen des Fortschritts den meisten Anklang finden, ist man jetzt daran, eine gründliche Reform des ganzen Justizwesens vorzunehmen. — Auf meiner letzten Reise durch jenen Staat habe ich oft Gelegenheit gehabt, mit Männern von Einfluß sowohl im Gouvernement als der Legislatur über diesen wichtigen Gegenstand zu sprechen; auch in Correspondenz zu treten, und dabei nicht unterlassen können sie vorzüglich darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn man wirklich deutsche Colonisten hier zu sehen wünsche, denselben unbedingt Geschwornengerichte statuirt werden müßten. Meines Dafürhaltens ist dies für Colonisten eine conditio

sine qua non, eine wahre Lebensfrage, wollen sie nicht in ihren wichtigsten Interessen, in ihren heiligsten Rechten, in ihrem Eigenthum, ihrem Leben der Willkür eines merikanischen Richters Preis gegeben sein; soll man sich nicht dem aussetzen, daß die Ruhe in einer Colonie, das so wünschenswerthe gute Einvernehmen mit den Merikanern nur dadurch zerstört werde, daß ein Urtheil eines merikanischen Richters Parteilichkeit und Feindschaft gegen Fremde nicht verkennen läßt. Wie sollten wol Deutsche, die jetzt erst zum Genuß jener herrlichen Institution gelangt sind, welche die großen Vortheile und den hohen Werth denselben erst jetzt recht kennen und schätzen gelernt haben, sich entschließen, derselben wieder zu entsagen, nicht um sich den Entscheidungen deutscher Richter zur Wahrung ihres Rechts anzuvertrauen, sondern denen eines merikanischen Richters, dessen Sprache sie nicht kennen, dessen Rechtsprinzipien, dessen Gerechtigkeitsliebe ihnen nicht das mindeste Zutrauen einflößen! Wahrlich, ehe nicht Jury den Colonisten garantirt ist, möchte ich keinen rathen, seinen bleibenden Wohnsitz in einem Lande zu nehmen, das Schicksal seiner Kinder an einen Boden zu fesseln, wo ihm das Recht so wenig gesichert ist, wo er des Rechts, nur durch Gleiche gerichtet zu werden, verlustig gehen soll, eines Rechts, das er sich jetzt erst errungen und in kurzer Zeit über alles liebgewonnen hat! — Wünschenswerth wäre es freilich, daß, um diese so nöthige Gleichheit zu bewahren, Jury nicht bloß den Colonisten, sondern auch den Merikanern selbst bewilligt würde. Mag es auch in der That, bei dem jetzigen Mangel an aller Rechtsbildung unter dem hiesigen Volk, seine großen Schwierigkeiten haben, Geschwornengerichte einzuführen, so werden sie doch wol zu überwinden sein, um so mehr da man doch einsehen muß, daß eine Republik ohne Jury nur etwas Halbes ist; und ich habe einigermaßen begründete Hoffnung, daß

im Staat Veracruz, wie vielleicht auch im Staat Michoacan der Anfang damit gemacht werde. Ist dies erlangt, dann wäre auch das bedeutendste Hinderniß aus dem Wege geräumt, welches bis jetzt einer deutschen Colonisation hier im Wege gestanden hat! —

Es bleibt jetzt nur übrig, noch eines Umstandes zu erwähnen, der jegliche Colonisation bis jetzt nicht wenig erschwert hat, und der auch leider noch nicht gehoben ist, das ist der Mangel an positiven Daten über die sogenannten Terrenos baldios (unbebaute Ländereien), ihre Ausdehnung und ihre Beschaffenheit. In dem Colonisations-Reglement vom 4. December 1846, welches, trotz seiner Mängel, doch noch das beste ist, was bis jetzt hier erlassen worden, ward zwar eine genaue Vermessung aller in der Republik befindlichen Terrenos baldios angeordnet, so wie auch festgesetzt, wie dieselbe gemacht, wie die Pläne angelegt werden sollten, damit die Immigration eine genaue Notiz von der Ausdehnung der Terrains, ihrer geographischen Lage, ihrer Temperatur, so wie der zugehörigen Waldungen, Flüsse ꝛc. erhalten könnte, um darnach die Arbeiten, die sich unternehmen lassen würden, zu berechnen, so wie auch die Vortheile, die zu ziehen wären. Leider aber ist diese Verordnung, wie so viele andere, nur auf dem Papier geblieben, und bis jetzt noch nichts geschehen, nur um zu ermitteln, wie viel Terrenos baldios vorhanden und wo sie gelegen sind. — Was aber das Schlimmste ist, ist, daß sogar noch nicht einmal die Frage entschieden worden, „ob Colonisirung und Verkauf der Terrenos baldios ausschließlich der Föderation oder den einzelnen Staaten zukommen?“ In der ersten Epoche des Föderal-Systems waren die Staaten im Besitz des Rechts Terrenos baldios zu veräußern und Colonisations-Contrakte zu schließen, und ausdrücklich dazu durch das Decret vom 18. August 1829

autorisirt worden; später aber, zur Zeit des Centralsystems, ward durch das Dekret vom 4. April 1837 bestimmt, daß die Centralregierung dazu schreiten solle, alle unbebaute Ländereien der Republik zu veräußern und daß die Einnahme aus diesen Verkäufen für Amortisation der Staatsschuld verwandt werden sollte; und in einem Decret vom 17. September 1846, nach Wiederherstellung des Föderal-Systems, ward der Föderation die Einnahme aus den Verkäufen „der Ländereien welche das Gesetz bewilligt", zugewiesen! Es ist aber nicht gesagt, welches diese Ländereien seien; dies hängt noch von der definitiven Regulirung der Staaten ab, die aber sicherlich noch lange auf sich warten lassen wird. Endlich hat das jetzige Gouvernement, um beider Interessen, sowohl die der Central-Regierung als die der Staaten zu versöhnen, neuerdings an die Kammern den Antrag gestellt, das Recht der Verfügung über die Terrenos baldios der Centralregierung zuzuerkennen, dagegen ⅔ der Einnahme aus den Verkäufen derselben für den Staat zu bestimmen, in dem sich die veräußerten Ländereien befinden. Bis jetzt aber ist die Entscheidung des Congresses darüber noch nicht erfolgt. — Hiebei ist noch ein wichtiger Umstand nicht zu übersehen, nämlich der, daß sicherlich die meisten sogenannten Terrenos baldios nicht herrenlos, sondern im Besitz von Privateigenthümern sind, daß also dem Staate bis jetzt de jure die Verfügung nur über den kleinsten Theil derselben zusteht. Im Staate Veracruz wenigstens habe ich, so viel große Strecken ich auch durchreist, die ganz unbedeutend und unbewohnt waren, doch kein Stückchen gefunden, was nicht seinen Eigenthümer gehabt hätte, nirgends eines getroffen, dessen Veräußerung als eines herrenlosen Gutes dem Staat zugekommen wäre, und in den Berichten der Präfecten der einzelnen Departements vergebens nach Angaben über die dem Staat gehörigen unbe-

bauten Ländereien (Terrenos baldios del Estado) gesucht. Um nun dem großen Uebelstande abzuhelfen, daß große Strecken Landes unbenutzt bleiben, bloß weil die Eigenthümer sie nicht bebauen wollen oder nicht können, sei es weil ihnen die nöthigen Mittel dazu fehlen oder aus Mangel an Händen oder aus andern Gründen, und diese dadurch der Produktion entzogen werde, bestimmte das schon einmal erwähnte Reglement vom 4. December 1846, daß alle Besitzer von unbebauten und unbewohnten Ländereien aufgefordert werden sollten, dieselben binnen fünf Jahre mit Colonisten zu besetzen; unterlassen sie dies, so soll ihnen die Direccion de Colonisacion den Verkauf proponiren und, weigern sie sich auch dessen, dann solle die Centralregierung das Recht haben, jene Grundstücke zu occupiren, natürlich nicht ohne die Eigenthümer zu entschädigen." Diese Bestimmung ist aber, wie das ganze Reglement, unausgeführt geblieben. In den letzten Tagen ist in der Deputirten-Kammer wieder der Antrag gestellt worden, daß alle unbebaute Grundstücke vom Staat in Beschlag genommen und zum Besten des Aerar veräußert werden sollten; aber schwerlich wird derselbe durchgehen. — Bei einer solchen Lage der Dinge, wo weder die Central-Regierung noch die einzelnen Staaten-Regierungen wissen, was für und wie viele uncultivirte Ländereien existiren, noch viel weniger aber darüber im Klaren sind, welche davon der einen oder der andern oder keiner von beiden gehören, wem die Verfügung darüber zusteht, und ob Privatbesitzer, nach Ablauf eines Präclusivtermins, zur Abtretung der ihrigen gezwungen werden dürfen, — bei einer solchen Ungewißheit über die wichtigsten Verhältnisse, dürfte es kaum räthlich sein, sich mit der Regierung seitens der Föderation oder eines einzelnen Staates auf Ankauf von Grundstücken einzulassen, ja nicht einmal von derselben solche gratis anzunehmen. Denn da die Regierung gar nicht weiß, was

ihr gehört, so könnte nur zu leicht der Fall eintreten, daß Privaten, welche jetzt den Verkauf eines Grundstückes stillschweigend zulassen, später, wenn dasselbe meliorirt ist, mit alten Ansprüchen hervortreten, und die Colonisten dadurch, wenn nichts anders, in langwierige Prozesse verwickelt würden, eine Sache die hier vor allen Dingen zu vermeiden. Meine Meinung würde deshalb dahinaus gehen, fürs erste, so lange jene wichtigen Fragen nicht bestimmt entschieden worden, die für Colonisation nöthigen Ländereien nur von Privateigenthümern zu erwerben, da man dabei, wenn nur die gehörige Vorsicht bei Redigirung des Kaufbriefs und des Besitztitels beobachtet wird, nicht so leicht Gefahr läuft in Prozesse zu gerathen, und auch sicher nicht nur die meisten sondern auch die besten Terrenos baldios sich in den Händen von Privateigenthümern befinden.

Es dürfte wol nicht unpassend scheinen, diesen Abschnitt noch mit einigen Bemerkungen über die gegenwärtigen Verhältnisse des Grundeigenthums in Mexico zu begleiten, woraus man ersehen wird, daß die beträchtlichsten Hindernisse der bessern Landescultur auch hier dem Clerus zuzuschreiben sind.

Der Hauptgrundsatz der spanischen Colonial-Gesetzgebung war, daß Niemand in den Colonieen, also auch in Neu-Spanien, Grundeigenthum ohne eine primitive Bewilligung der Krone besitzen konnte. Der Souverän ließ die Terrains des eroberten Mexico an die Conquistadores (Cortes und seine Gefährten) und an Günstlinge vertheilen, auch unter die Indier-Familien und Stämme, welche jenen beigestanden hatten. Dergleichen vergebene Grundstücke wurden „encomiendas“ genannt und zwar wurde ihr Werth nur nach der Zahl der zu ihnen gehörigen Indier geschätzt, weshalb sie, bei der dünnen Bevölkerung, um Werth zu haben, eine ungeheure Ausdehnung haben mußten. Die Ver-

leihung solcher Encomiendas hörte gar bald auf, auch wurden die Rechte der ursprünglichen Beliehenen bedeutend beschränkt, so daß, in Folge der Zunahme an freier Bevölkerung, die Ländereien später nach ihren Früchten geschätzt wurden, deren Preis zu steigen anfing, sobald sich die Zahl der Consumenten vermehrte; aber dieser Wechsel des ursprünglichen Territorial-Werthes machte erst recht die schlechte Vertheilung fühlbar, die das Terrain auf eine kleine Zahl Familien monopolisirte, denen es auch beim besten Willen nicht möglich war, auf demselben so viel zu produciren, als dieses unter andern Verhältnissen geben konnte. Da nun jene Encomiendas als solche zwar abgeschafft, dafür aber in Majorate umgewandelt wurden, so blieb immer der beträchtlichste Theil des Grundeigenthums der Circulation entzogen; so sehr auch die Bevölkerung anwuchs, die Zahl der Grundbesitzer vermehrte sich nicht. Dazu kam noch der schädliche Einfluß, den die große Anzahl und Ausdehnung der geistlichen Anstalten und Besitzungen hatte, und daß ein großer Theil des Grundeigenthums an die todte Hand übergegangen war. Die Ley de Indias verbot ausdrücklich dergleichen Cedirungen, vermochte aber nichts gegen die übelverstandene Frömmigkeit. Außer den beträchtlichen Besitzungen, die die Klöster gleich nach der Eroberung erhielten, verschafften sie sich immer neue im Wege des Legats, und der Mißbrauch stieg auf einen solchen Grad, daß Carl III. von Spanien alle die letztwilligen Schenkungen für null und nichtig erklärte, die zu Gunsten des Ordens gemacht wurden, dem der Beichtvater des Verstorbenen angehörte. Die cofrádias (geistliche Congregationen) waren im Besitz fast aller Ländereien der Dörfer, (pueblos) der Indier, welche diese für die Feier eines Heiligen (funcion de un Santo) gern legirten, und fast ⅔ der städtischen und ländlichen Grundstücke gehörte den Capiteln, Orden und Klöstern. Das ist

auch jetzt noch der Fall und dadurch der beste und bedeutendste Theil aller Ländereien hier all und jeder Circulation entzogen. Die nicht der Geistlichkeit zugehörigen ländlichen Grundstücke würden sich gewiß, sobald sie zu groß gewesen und kleinere Ländereien anfingen, Werth zu erlangen, von selbst durch Veräußerungen und testamentarische Verfügungen getheilt haben, wenn nicht bedeutende auf dieselben geschriebene Hypotheken in den Händen des Clerus gewesen wären; aber dieser Umstand hat stets der Parcellirung entgegengestanden, weil der Clerus immer entgegen war, aus Furcht, das, was ihm bei einer vereinten Hypothek sicher schien, bei einer getheilten zu verlieren oder zu risquiren. Daher kommt es, daß die Grundeigenthümer fast nie daran gedacht haben, ihre Ländereien unter ihre Kinder zu vertheilen und daß die Grundstücke, wenn auch einer bequemen Theilung fähig, doch von Generation auf Generation in demselben Umfange übergegangen sind, in dem sie Anfangs waren. Aller der wohlthätigen Folgen, welche eine mäßige Vertheilung des Grundeigenthums mit sich bringt, als Mobilisirung und dadurch Erhöhung des Werths der Grundstücke, Vervollkommnung der Agricultur, Vermehrung der Production, Zunahme der besitzenden producirenden Klasse so wie der Consumenten und Wachsen des Capitals, so wie richtigere Vertheilung desselben, — aller dieser unausbleiblicher unberechenbarer Vortheile ist Mexico noch nicht theilhaftig geworden und bleibt arm, während es reich sein könnte, blos weil sein Grundeigenthum sich bis jetzt noch nicht hat von den Fesseln losmachen können, in welche es von der Geistlichkeit geschlagen. — Leider ist aber auch das gesammte Grundeigenthum in Mexico dermaßen verschuldet, daß es sich fast in einem allgemeinen Bankerutt befindet. Seit undenklichen Zeiten hinterließen fast alle nur einigermaßen begüterte Personen ein s. g. „frommes Legat" (le-

gado piadoso), welches in baarem Gelde in die juzgados de capellanias (Verwaltungsbehörde für die der Kirche gemachte Vermächtnisse) niedergelegt wurde, damit es auf ein Grundstück hypothecirt die für seinen Zweck nöthige Summe von Zinsen gebe. So war in diesen juzgados de capellanias immer Ueberfluß an Geld vorhanden, und die großen Gutsbesitzer (Hacendados), welche selten aus ihrem Territorium so viel herauszogen, um ihre mitunter verschwenderischen Ausgaben zu decken, nahmen dort die nöthigen Summen auf, theils um sie zu deren Bestreitung, theils um sie zur Verbesserung ihrer Haciendas zu verwenden. Bei dieser Leichtigkeit Geld zu erhalten, belasteten sie die Eigenthümer immer mehr und mehr mit Schulden, und obgleich seit 100 Jahren deren Werth gewiß um das sechsfache gestiegen ist, sind doch so viel Capitalien nach und nach auf sie aufgenommen worden, daß Anfangs dieses Jahrhunderts kaum die Zinsen gezahlt werden konnten und eine Zurückzahlung der Capitalien ein Ding der Unmöglichkeit war. Doch da jene legados piadosos noch immer sehr reichlich zuflossen, befanden sich die juzgados de capellanias bis 1810 fortwährend mit einem Surplus von Capitalien, die immmer wieder auf Grundstücke angelegt wurden, da die Geistlichkeit ihre Gelder nie anders als auf radicirten Gütern unterzubringen pflegte. Trotz alledem waren einige Bankrutte nicht zu vermeiden, wodurch der innere Schaden offen dargelegt wurde und es unzweifelhaft ward, daß der größte Theil der Grundstücke in Mexico, trotz des Wachsens an Werth, trotz der Zunahme der Bevölkerung, trotz eines dreihundertjährigen Friedens nicht die Summen werth war, die auf sie geschrieben waren; die natürliche Folge war, daß der Credit der auf Grundstücke angelegten Capitalien bedeutend sank. Mit dem Ausbruch der Revolution im J. 1810 brach auch die unvermeidliche Krisis

aus. Die Grundstücke verloren dazu noch viel an Werth, weil sie während des Krieges nicht zu dem niedrigen Preise und mit der Leichtigkeit wie in früheren Jahren bebaut werden konnten und auch alle Verbesserungen unterbleiben mußten. In den acht Kriegsjahren wurden natürlich keine Zinsen gezahlt, und mit Eintritt des Friedens wurden dieselben reclamirt, und dabei von der falschen Voraussetzung ausgegangen, daß die Capitalien denselben Werth als früher haben müßten, trotz des Sinkens des Werths der Grundstücke, auf welchen sie lasteten. Die Grundbesitzer befanden sich also nach dem Kriege mit denselben Lasten wie früher auf einem Grundstücke, das vielleicht nun um die Hälfte werth war: die natürliche Folge war, daß, da sie die Zinsen nicht befriedigen konnten, Subhastation verhängt wurde. Dadurch wurden eine Menge Familien ruinirt, ohne daß die erheblich gewannen, welche die Grundstücke von neuem acquirirten, weil sie diese mit denselben Lasten übernahmen, welche die ersten Besitzer ruinirt hatten. An Herabsetzung des Zinsfußes war aber gar nicht zu denken, weil nach der Unabhängigkeitserklärung das Gesammtkapital sich um ein Bedeutendes vermindert hatte; denn dadurch, daß der Minenbetrieb, wie Ackerbau, mehrere Jahre ganz paralysirt geblieben, ging wohl die Hälfte der vorhandenen Capitalien verloren, und von den übrig gebliebenen verschwand wieder die Hälfte durch die gezwungene oder freiwillige Auswanderung der reichen Spanier, so daß man wol annehmen kann, daß Ende der zwanziger Jahre wohl nur ein Viertel der Capitalien in Mexico vorhanden war, als es 1810 besaß. Die neuentstandenen Capitalien wurden aber nicht auf den Landbau verwandt und nur selten kauften Capitalisten Grundstücke, weil sie ihre Fonds lieber bei Geschäften mit der Regierung oder Staats-Anleihen anbrachten, wobei sie 3 ja 12% per Monat gewinnen konnten.

Jetzt, wo diese Geschäfte aufgehört haben so gewinnbringend zu sein und alles mehr in sein natürliches Gleis zurücktritt, fangen Capitalisten wieder an, ihre Gelder zum Vortheil der Agricultur zu verwenden, und der Werth des ländlichen Eigenthums hat sich in den letzten Jahren wieder etwas gehoben. Wenn man aber noch zu jener großen Schuldenlast, die hier auf den Landgütern ruht, zu den Schwierigkeiten, sie zu verbessern, noch den Zehnten hinzurechnet, den die Geistlichen nicht als Gesetzes- wol aber als Gewissens-Pflicht verlangen, die unglaublichen Summen, welche von Weißen wie von Indiern für kirchliche Feste vergeudet werden, und die mannigfachen Verationen, denen auch der Landbau durch die vielen innern Kriege bis jetzt ausgesetzt war, so wird man begreifen, daß der Zustand in welchem sich das ländliche Grundeigenthum in Merico bis jetzt befand, grade nicht der erfreulichste war. — Das Hauptübel besteht immer noch darin, daß de facto das dominium über die Ländereien nicht den Privaten zugehört und daß folglich das direkte Interesse, dem man fast ausschließlich die Schöpfung und die Fortschritte aller industriellen Unternehmungen verdankt, kein oder nur ein sehr schwaches Agens bei der merikanischen Agrikultur ist. Von den städtischen Grundstücken gehören wol 90% dem Clerus ihrem Werth und ihrem Titel nach, denn derselbe ist nicht allein Herr des Capitals, sondern genießt auch bei gar vielen das dominium directum über sie; in denen, die übrig bleiben, haben die Privaten zwar den Titel als Herren, aber ihr Realwerth gehört doch auch ganz oder zum Theil dem Clerus für die Capitalien, die derselbe darauf hypothecirt hat. Die ländlichen Grundstücke gehören auch fast nur dem Clerus an, insofern bei vielen alle Capitalien, die ihren Werth constituiren, sein sind und bei allen ein und zwar fast der beträchtlichste Theil derselben ihm gehört, mit dem bedeutenden

Vortheil zu Gunsten der Geistlichkeit, nicht dem Risiko der Betheiligung an Verlusten ausgesetzt zu sein, die in unruhigen Zeiten so häufig sind und nur auf dem lasten, der den Besitztitel hat. — Fast alle merikanischen Gerichte sind ausschließlich mit Concursen, mit Hinterlassenschaften fallirter Grundbesitzer, Sequestrationen und Subhastationen beschäftigt, und doch wird kaum die Hälfte der Bankrutte vor Gericht gebracht, weil der Clerus die Erfahrung gemacht hat, daß er durch Gerichtskosten, Sequestrationen und die lange Verschleppung weit mehr als durch einigen Nachlaß bei der Zinsenzahlung verliert. Er ist auch jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß das einzige Mittel, die auf Grundstücke angelegte Capitalien nicht ganz zu verlieren, ist, Parzellirung der Landgüter zuzulassen. Bei dem jetzigen Bestand der Population und den jetzt obwaltenden Geldverhältnissen wurde dieselbe aber sehr schwierig, ja sie dürfte fast unausführbar sein, ohne einen Zuwachs von Arbeits- oder Capital-Kräften von außen, ohne daß Immigranten herangezogen würden. Auf diese Weise wird der Clerus, bis jetzt der hartnäckigste und stärkste Widersacher jeder Ansiedelung von Fremden, beinah dahin gebracht, dieselben herbeizuwünschen, wenn er noch einen guten Theil seiner auf Landgüter ausgeliehenen Gelder retten will; sein kirchliches und sein materielles, sein geistliches und sein weltliches Interesse stehen sich hier schroff entgegen, doch, glaube ich, wird das Letztere den Sieg davontragen, und dadurch würde der hauptsächlichste, bedenklichste und bedeutungsvollste Widerspruch gegen Colonisirung durch Fremde mindestens verstummen. Es dürfte demnach der traurige Zustand, in dem sich das merikanische Landeigenthum befindet oder wol auch geeignet war, so manchen abzuhalten sich hier niederzulassen, in dem jetzigen Stadium vielleicht grade dazu beitragen Colonisation im Ganzen zu erleichtern und zu befördern, sowol

weil Rettung von gänzlichem Ruin nur von Vermehrung und Stärkung der auf den Ackerbau verwandten Capital- und Arbeitskräfte zu hoffen ist, was nur durch eine starke Einwanderung möglich wäre, als auch weil die Abneigung der Geistlichkeit gegen fremde Colonisten, aus den angeführten Gründen, sich etwas herabstimmen dürfte, und endlich weil deshalb die besten Landgüter leicht für ein Drittel ihres Werths zu acquiriren sind, indem es keine Seltenheit ist, daß Hypotheken für 25 — 40% ihres Nominalwerths zum Kauf angeboten werden. —

Ueber das hier geltende Rekrutirungs- wie Abgaben-System, beides Sachen von der größten Bedeutung für Leute, welche sich in einem Lande bleibend niederlassen wollen, unterlasse ich zu sprechen, theils weil letzteres jetzt eine ganz neue Reform erleiden soll, ich also nur Veraltetes berichten könnte, theils auch weil den Colonisten für die ersten Jahre Befreiung vom Militair-Dienst wie Steuer-Freiheit wahrscheinlich, ja wol ohne Zweifel, bewilligt werden wird. Leider kann ich nur sagen „wahrscheinlich," weil bis jetzt noch alle gesetzlichen Bestimmungen über die den Colonisten zu gewährenden Rechte und Freiheiten fehlen, weil noch kein Colonisations-Gesetz existirt! Seit der Constituirung der Republik, seit 25 Jahren hat man schon viel über diesen Gegenstand geschrieben und gesprochen, aber nichts gehandelt, immer von Colonisation geschwärmt, aber nichts ausgeführt. An Projekten von Colonisations-Gesetzen, Gegenprojekten, Gutachten, Reglements ꝛc. fehlt es hier nicht und ich könnte wol mehr als die doppelte Bogenzahl füllen, wollte ich sie mittheilen, doch würde dies eine nutzlose Arbeit sein, da noch keines von allen praktische Wirkung gehabt, praktische Geltung erlangt hat. Selbst das Beste von allen, das Colonisations-Reglement vom 4. December 1846 ist ohne alles Resultat geblieben, und

seit dem Frieden von Guadalupe im Jahre 1848 hat man zwar in jeder Congreß-Sitzung ein Colonisations-Gesetz berathen, aber bis heut noch nicht zu Ende bringen können. Es ist mir jetzt von vielen Seiten, von der Direccion de colonizacion, von Congreß- wie Regierungs-Mitgliedern die bestimmteste Versicherung geworden, daß dies der Hauptgegenstand der Arbeiten in dem nächsten Congreß, der den 1. Januar k. J. zusammentritt, sein soll und das Gesetz sicher in den ersten Monaten k. J. erscheinen werde. Wird General Arista, wie wol kein Zweifel ist, Präsident, dann ist wol einige Aussicht vorhanden, daß diese Hoffnung zur Wahrheit werde. Doch sollte auch diese Hoffnung täuschen, sollte auch künftiges Jahr kein Colonisations-Gesetz zu Stande kommen, dann freilich ist Mexico für europäische Colonisation verloren, dann muß Deutschland jeden Gedanken aufgeben seine Kräfte einem Lande zuzuwenden, was unreitbar seinem Untergange entgegeneilt; denn dann kommt die Colonisation, die Regeneration auf eine andere Weise, von einer andern Seite, von Nord-Amerika her; und Mexico hört auf Mexico zu sein!

Ich habe es für meine Pflicht gehalten die Nachtheile, welche, nach meiner Meinung, deutschen Einwanderern hier noch entgegenstehen, offen und so klar als möglich auseinander zu setzen, um so mehr, da die Vortheile, welche Mexico darbietet, gar zu einladend sind. Es möge darum jeder meiner Landsleute, ehe er sich entschließt, Mexico zu seiner zweiten Heimath zu wählen, sich wohl die Fragen vorlegen, ob es unter den obwaltenden Umständen dies sein könne; er möge wohl erwägen, daß, bei dem Genuß, den ihm ein

herrliches Klima, bei dem Gewinn, den ihm der ergiebigste Boden hier bietet, bei der günstigen Aufnahme, die er bei einem großen Theil des hiesigen im Ganzen gutmüthigen Volkes finden wird, bei der guten Zukunft, die ihm hier sicher bevorsteht, er doch hierher nur durch eine langwierige und kostspielige Seereise gelangen kann, und er sich dann fast die ersten Wege bahnen muß, daß er hier alles ganz fremd findet, keinen Anklang mit seiner Sprache, seinen Sitten, seinen Gewohnheiten, seiner Lebensweise, seinen Ideen, seinem Charakter, daß ihm bis jetzt noch ein strenges Gesetz Ausübung seines Cultus verbietet, daß die Justiz hier noch lange nicht das ist was sie sein soll, und endlich daß bis jetzt seine Rechte, seine Freiheiten noch durch kein Gesetz gesichert sind. Dies alles möge er wohl bedenken, und erst nach reiflicher Erwägung aller Umstände entschließe er sich hierher zu gehen, vor allem aber hüte sich ein jeder sich zu glänzende Hoffnungen von diesem Lande, von dem Gewinn, der ihn hier erwarte, zu machen, hüte sich, von diesem Lande sich die Vorstellung eines Eldorado zu bilden, wie sie nur zu leicht durch poetische Reisebeschreibungen und Schilderungen dieses von der Natur so reich begabten Landes geweckt werden kann, und vor allem trügerischen Vorspiegelungen zu glauben, die vielleicht von einem oder dem andern Spekulanten gemacht werden sollten. Wer mit großen Hoffnungen, überspannten Erwartungen hierher kommt, wird sich sicher getäuscht, nicht glücklich hier fühlen; wer aber nur mit geringen Ansprüchen, mit gemäßigten Erwartungen hierher geht, kann hier ein zufriedenes, ein glückliches Leben führen.

So unrecht, so unverzeihlich ich es halten würde, Landsleute durch übertriebene Schilderungen der Schönheiten, der Vortheile dieses Landes hierher zu locken, und sie zur Auswanderung nach hier durch alle möglichen Anpreisungen zu

verleiten, so wenig blind ich gegen die Hindernisse bin, welche sich bis jetzt einer Colonisation hier entgegenstellen, so wenig mag ich doch mit der Meinung derer übereinstimmen, welche eine Colonisation durch Deutsche hier für durchaus unmöglich halten und behaupten, daß deutsche Colonisten hier nie ihr Glück machen könnten. Im Gegentheil habe ich die feste Ueberzeugung, daß deutsche Colonisationen hier nicht nur nicht unmöglich ist, sondern sogar einen recht erfreulichen Fortgang haben kann, daß deutsche Colonisten hier recht glücklich und zufrieden leben, so wie ihre Capital- und Arbeits-Kräfte besser hier verwerthen können, als sie es in ihrem Vaterlande jetzt im Stande sind, und daß besonders Deutschland selbst daraus bedeutenden Vortheil ziehen kann, sowohl für seinen Handel, wie für seine Fabrik-Industrie, für Vermehrung seines Einflusses auf den neuen Continent wie für Consolidirung seiner überoceanischen Verbindungen. Natürlich, um diese glücklichen Resultate zu erlangen, wird es unumgänglich sein, daß von einer deutschen Regierung, welche sich für diesen Gegenstand interessirt oder von Colonisations-Gesellschaften aus auf Beseitigung der erwähnten drei Hauptübelstände, die einer Colonisation hier entgegen treten, mit aller Energie hingearbeitet werde, nämlich 1) auf Verbesserung der Communications-Mittel und Anlagen von Wegen, 2) auf Aenderung der schlechten Justizverwaltung und Einführung von Jurys wenigstens für Colonisten und 3) auf Gewährung der Toleranz des Cultus für dieselben. — Haben die für eine Auswanderung nach Mexico gebildeten Gesellschaften hinreichende Fonds, so würden sie dieselben am besten benutzen, wenn sie einen Theil derselben für Anlage von Wegen, Herstellung und Verbesserung der nothwendigsten Communications-Mittel für die Gegenden verwendeten,

welche als geeignet für Colonisation ausgewählt werden. Sollte aber dies nicht möglich sein, dann müßte der Staat der Föderation, in dem die Niederlassungen gegründet werden sollen, und der dieselben wünscht, veranlaßt werden, wenigstens die allernothwendigstens Wege anzulegen. Ich habe mir es darum auch besonders angelegen sein lassen, die Regierung des Staats Veracruz, auf den ich bis jetzt besonders mein Augenmerk gerichtet habe, darauf aufmerksam zu machen, daß, falls sie wirklich Colonisten hier zu sehen wünsche, sie auch hier für Herstellung des Wesg von Orizava nach Veracruz, wie Anlage andere Nebenwege, die ich ihr näher angegeben habe, Sorge tragen müsse; und ich habe einige Hoffnung, daß darauf doch etwas in der Sache geschehen werde. — Noch entschiedener habe ich die Forderung wegen Einführung von Jurys hingestellt und wie ich glaube, eine conditio sine qua non daraus gemacht; und darauf keine ganz unbefriedigende Eröffnung erhalten. — Ich bin über diesen Punkt mit dem General D. Juan Soto, dem ehemaligen Gouverneur des Staats Veracruz, einem sehr unterrichteten und in jenem Staate sehr einflußreichen Manne, in Correspondenz getreten; ohne mein Vorwissen hat derselbe diese in den Zeitungen veröffentlicht, und ich habe dadurch bis jetzt wenigstens die Genugthuung gehabt, daß die Legalität und das Begründete meiner Förderungen noch von keinem Journal, keiner Partei angegriffen worden ist, ja dieselbe vielmehr Anerkennung gefunden hat, so daß es wol möglich sein dürfte, im Staate Veracruz wenigstens Jury für den Colonisten zu erlangen. — Was den dritten Punkt, Gewährung von Religions-Freiheit anbetrifft, so habe ich mich schon früher darüber ausgesprochen, daß schwerlich eine Aenderung der beschränkenden Bestimmungen von oben aus zu erwarten ist, daß aber auch die Bedrückung auf dem Papier härter erscheint, als sie es

wirklich ist, und daß eine günstige Aenderung fast nur durch die Colonisten selbst zu hoffen ist. Die Colonisations-Gesellschaften werden aber deshalb doch nie unterlassen dürfen, diese gerechte Forderung an die Regierung zu stellen, doch dabei immer wohlthun, diesen „delikaten Punkt" so schonend als möglich zu behandeln. Ich habe darum noch auf meiner Reise im Staate Veracruz keine Gelegenheit vorübergehen lassen, auch diesen Punkt als eine wesentliche Forderung für Colonisten hinzustellen oder zu vertheidigen, und dabei wirklich mehr Aufklärung und Eingehen in tolerante Ideen allgemein gefunden, als ich je erwartet hätte, aber in schriftliche Unterhandlungen zu treten, habe ich mich bis jetzt gehütet, weil dieselben leicht hätten bekannt werden können, und dann die mächtige Priester-Partei darauf aufmerksam geworden wäre, was nur beitragen konnte, die Erreichung meiner Absichten zu hintertreiben.

Ist nur erst auf einem Punkt der Republik die Bahn für eine freiere Geistesrichtung, ist nur erst von einem Staat den Colonisten ihr Recht durch Gewährung von Jurys gesichert, ist nur erst einmal der Anfang mit Herstellung der nothwendigsten Communikations-Mittel gemacht: so dürfen deutsche Einwanderer sich schon mit einigem Vertrauen hieher wenden, das Gedeihen der ersten Ansiedelung wird andere Colonisten nach sich ziehen und diese werden dann ohne große Mühe einen solchen Einfluß auf Land und Volk ausüben, daß sicherlich binnen Kurzem die mannigfachen Nachtheile, die sich jetzt noch zeigen, vor den immensen Vortheilen, welche Merico bietet und in reichlicherem Maße noch entwickeln wird, zurücktreten werden.

Um diesen Anfang zu machen, dafür ist nun nach meiner Meinung kein anderer Staat der ganzen Föderation so geeignet als der Staat Veracruz, wegen seiner geographischen Lage, seiner Berührung mit dem atlantischen

Ocean, seiner Bodenbeschaffenheit, die den Anbau der tropischen Gewächse sowol als der Produkte eines deutschen Klimas gestattet, besonders aber dadurch, daß er unstreitig derjenige Staat der ganzen Republik ist, in welchem die Ideen der Neuzeit den meisten Boden gewonnen, in welchem man am ehesten ein freundliches Entgegenkommen gegen Fremde bemerkt, die meiste Toleranz gegen Andersglaubende vorhanden ist, die Colonisten sicher die beste Aufnahme zu erwarten haben: hier tritt ihnen kein finsteres Pfaffenthum entgegen, keine durch dieses geweckte Vorurtheile, wie in den Staaten des Innern, besonders in dem von der Natur so reich begabten, aber ganz den Geistlichen verfallenem Staate Puebla und dem von Jesuiten regierten Staat Queretaro. Nur von dem Staate Veracruz ist zu hoffen, daß der erste Schritt für Toleranz, Reform des Justizwesens und andere wesentliche Verbesserungen gemacht werde. — Zu meinem größten Bedauern bin ich noch nicht im Stande, eine genaue Beschreibung des Staates Veracruz zu liefern, da ich nicht die aus dem Jahr 1829 stammenden Notizen, die sich bis jetzt in allen Werken über Merico finden, wiedergeben mag, aber auch noch nicht im Besitz der neueren statistischen Notizen über diesen Staat bin, welche mir schon seit längerer Zeit versprochen sind. Ich habe zwar jetzt begründete Hoffnung, sie bald zu erhalten, mag aber darum die Absendung des vorliegenden Berichts nicht länger verschieben und werde mir erlauben, die neuen Angaben mit nächster Gelegenheit nachzusenden, und daran die Beschreibung einer Reise reihen, welche ich in den Monaten Mai, Juni und Juli d. J. in jenem Staat und zwar durch die Distrikte von Orizába, Córdova, Coscornatepec, Huatasco, Jalapa und von da nach der Küste in den Cantons von Misantla, Nautla, Jalacingo gemacht habe mit dem Zweck mich zu informiren, ob, wie und wo in demselben Colonisten

am zweckmäßigsten angesetzt werden können. Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, den Bericht eines Landsmanns, Herrn Hugo Fink, über die Gegend von Orizáva, Córdova, Huatasco sogleich beizufügen, welchen derselbe die Güte gehabt hat, mir einzusenden; seit längerer Zeit in jenen Gegenden wohnhaft, hat Herr Fink, mit guten botanischen Kenntnissen ausgestattet, durch viele Reisen in diesem Theil des Staats Veracruz sich eine so genaue Kenntniß desselben verschafft, daß seine Schilderungen, wie seine wohl begründeten Ansichten über Colonisation eine ganz besondere Beachtung in Anspruch nehmen dürften.

Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten sind bei der Auswahl der Lokalitäten, in denen die ersten Colonisten angesetzt werden sollen, folgende Punkte vorzüglich im Auge zu behalten.

1) Clima und Gesundheits-Verhältnisse. Es ist dies bei jedem Ort eine ebenso wichtige Frage als sie auch schwierig zu beantworten ist. Die Wichtigkeit wird niemand in Abrede stellen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß man weder nach dem ersten Eindruck urtheilen noch sich auf die Versicherungen der Be- und Umwohner verlassen darf: je nach den verschiedenen Körperconstitutionen vorzüglich aber je nach den verschiedenen Interessen, die der eine oder der andere hat, wird ein und dieselbe Gegend von dem Einen als über alle Maßen gesund, von dem Andern als der ungesundeste Fleck des ganzen Landes angegeben, wie ich mehr als einmal die Erfahrung gemacht habe. Da man auch selten Aerzte findet, auf deren Urtheil man sich verlassen könnte, so ist es fast nur möglich, das

seinige auf Combinationen zu gründen und darauf, was man vielleicht gesprächsweise von einem oder dem andern schlichten Bauern, besonders von Indiern heraus horchen kann. Im Ganzen dürfte wol das als Norm angenommen werden, daß in einer Gegend, welche nicht unter 3000′ über dem Meeresspiegel liegt, Europäer sich ohne Gefahr für ihr Leben ansiedeln können: sie werden zwar da noch immer ein bedeutend anderes Clima als das in ihrem Vaterlande finden, werden natürlich auch in den ersten Jahren deshalb einen kleinen Tribut mit ihrer Gesundheit zahlen, dem sich jeder unterziehen muß, der seine Heimath mit einer andern vertauscht, auch wird ein Schwinden ihrer Kräfte nicht ausbleiben, aber dies alles ohne Gefahr für ihr Leben, wenn sie nur vorsichtig in allem sind, in Genüssen wie im Arbeiten, und immer daran denken, daß, wenn auch 3000′ über dem Meere, sie doch immer unter einem tropischen Himmel leben. Bei der Auswahl von Gegenden, welche niedriger als 3000′ über dem Meere liegen, ist die alleräußerste Vorsicht anzuwenden, weil da augenblickliche Zufälligkeiten zu einem falschen günstigen Urtheile bestimmen können, und darum würde ich mich nie entscheiden, dergleichen Gegenden, mögen sie noch so viele andere Vortheile bieten, für eine erste Ansiedlung deutscher Colonisten zu empfehlen oder nur gutzuheißen; diese Punkte müssen aufgehoben werden für die Kinder der ersten Colonisten oder für solche Europäer, die sich schon an ein tropisches Clima gewöhnt haben. Wie vorsichtig man bei Feststellung seines Urtheils sein muß, mag das Beispiel lehren, daß in allen Ortschaften, die ich letzthin auf meiner Reise längs der Meeresküste berührte, mir fast von allen Bewohnern fest versichert wurde, trotz der großen Hitze sei es doch sehr gesund, gelbes Fieber gebe es niemals, — das war mir gar nicht auffallend und auch glaublich, da alle dortigen Bewohner an der

Küste geboren sind, und diese nie, selbst nicht in dem verrufenen Veracruz, vom Vomito prieto befallen werden, — doch als ich nähere Erkundigungen einzog, erfuhr ich, daß z. B. in el Moro, einem kleinem Weiler zwischen Veracruz und Nautla, wo mir besonders die tröstlichsten Versicherungen gegeben wurden, zur Zeit des Unabhängigkeits-Kampfes das gelbe Fieber große Verheerungen angerichtet habe, als dieser Ort, während Veracruz noch in den Händen der Spanier sich befand, nächst Alvarado, der Haupthafenplatz für die Insurgenten war und sich in Folge dessen eine Menge Ausländer und nicht an der Küste geborne Mexikaner da niederließen. Dieser Fall lehrt, daß sicherlich in diesen Gegenden, wo bis jetzt noch kein Fall von Vomito vorgekommen, sich diese Krankheit entwickeln würde, sobald sich Fremde in compakten Massen dort niederließen; es ist dies um so mehr zu befürchten, als jetzt selbst unter den Indiern um Mizántla und in den Niederungen zwischen dem Rio de Nautla und Rio de Tocolutla periodenweise eine Krankheit wüthet, die dem gelben Fieber nicht sehr unähnlich ist. Dort wurde mir auch einmal die tröstliche Versicherung gegeben, daß man gar nichts von Mosquito's zu leiden habe, obgleich mein Gesicht, Hals, Hände ganz aufgedunsen waren von den Stichen der Moscos, Zancudos, Lanceros, Jejenes (verschiedene Arten von Mosquito's besonders sind letztere so klein, daß man sie kaum erkennen kann, sehr peinlich); daß es keine Mosquito's gebe, wird immer als ein Zeichen der Gesundheit für einen Ort angenommen, was auch insofern einiges für sich hat, als dieselben besonders in feuchten, mit schlechten Ausdünstungen geschwängerten Gegenden häufig sind; um eine Gegend als recht ungesund zu bezeichnen, sagt man daher von ihr, es herrsche da die epidemia de moscos etc.; für Europäer sind diese Thiere, nicht nur, wie ich aus Erfahrung ver-

sichern kann, die lästigste Plage in jenen Gegenden an die man sich am schwersten wird gewöhnen können, sondern auch der Gesundheit nachtheilig; indem die Stiche, wenn man sie kratzt, sich leicht entzünden, wodurch Fieber entstehen, die in diesem Clima gleich lebensgefährlich werden. — Ich habe diese Beispiele nur angeführt, um zu zeigen, welche äußerste Vorsicht in dieser Hinsicht bei Auswahl von Lokalitäten erforderlich ist, damit nicht durch einen einzigen Fehlgriff das Leben vieler Tausende auf's Spiel gesetzt werde. Es ist diese um so nöthiger, als oft grade die fruchtbarsten, schönsten, in jeder andern Hinsicht bevorzugten Gegenden ungesund sind, während die gesundesten sehr häufig eine in jeder Beziehung ungünstige Lage haben, da man dieselben am ersten mitten in Gebirgen, von aller Welt abgeschnitten, trifft. Daß diese nicht für Colonien ausgewählt werden können, bloß weil sie gesund sind, ist selbstredend; aber eben so wenig dürfen jene dafür genommen werden, trotzdem daß sie ungesund sind. Dabei mit Leichtsinn zu verfahren, ist unverzeihlich, würde sich aber auch bitter bestrafen. Gesundheit kann durch kein zeitliches Gut aufgewogen werden und sicher würde auch keiner es Dank wissen, wenn er in eine Gegend versetzt würde, wo er zwar alle Schätze der Welt erwerben könnte, aber dafür vielleicht einen Theil seiner Familie zum Opfer lassen müßte und selbst einen siechen Körper davon tragen würde! —

2) Beschaffenheit des Bodens und Produkte, welche auf demselben erzeugt werden. Im Ganzen kann man hier in diesem von der Natur gesegneten, von der tropischen Sonne beschienenen Lande präsumiren, daß der Boden fruchtbar und ergiebig ist, ja ohne viel Arbeit mehr giebt, als in Europa der beste Acker mit viel Arbeit. Unfruchtbare Ländereien finden sich selten zerstreut, sondern in der Regel in größerer Ausdehnung (wie das mal pais auf

der Hochebene von Perote und der von Aculzingo, der nördliche Theil des Thals von Mexico, die große Wüstenei zwischen St. Luis Potosi und el Saltillo u. a. m.), so daß man gewöhnlich von der Bodenbeschaffenheit der Umgegend auf die des einzelnen Punktes schliesten kann. Am besten sind immer ausgedehnte mit Waldung besetzte Thalgründe oder sanft abfallende Bergabhänge zu wählen, weil da der Humus am tiefsten liegt, während derselbe bei den steil abfallenden nur lose liegt, mitunter nur noch durch die sich unter dem Boden verzweigenden Baumwurzeln festgehalten, nach der Bearbeitung aber durch die heftigen Regengüsse leicht weggeschwemmt wird. In der Regel sind die Wiesengründe (Potoeros) nicht zu empfehlen, theils weil sie weniger ergiebig sind als der Waldboden, theils weil sie, meistens von langsam fließenden Bächen (esteros) durchschnitten und mit stehenden Gewässern angefüllt, ungesunde Ausdünstungen haben; so wenig sie demnach gewöhnlich zum Anbau und zur Ansiedlung selbst geeignet sein dürften, so nöthig sind sie als Zubehör für jede Colonie, da sie das schönste Weideland für das Vieh abgeben. — Immer würde es gut sein, ehe man zur Acquisition eines Grundstücks für eine Colonie schreitet, einen Ackerbauverständigen mit der gründlichen Untersuchung des Bodens zu beauftragen, da man sich doch auch hierbei leicht durch den äußern Schein betrügen kann, am allerwenigsten aber auf die Angabe der Hiesigen etwas geben darf.

Welche Produkte erzeugt werden, hängt genau mit der geographischen Lage und Höhe über dem Meere, wie mit der Bodenbeschaffenheit zusammen, so wie wieder von den Produkten auf dieselbe wie auf die Gesundheit einer Gegend geschlossen werden kann. Wo Weizen und Gerste angebaut werden können, und gutes Korn geben, da kann sicherlich jeder Europäer das Clima gut vertragen; wo diese

Getreidearten nicht mehr Korn geben und nur Mais als Hauptnahrungsmittel erzeugt wird, da fängt schon das tropische Clima an fühlbarer zu werden, und der Deutsche vermißt schmerzlich dort sein Weizen-, wie vielmehr sein Roggen-Brodt, welches er mit dem zwar nahrhaften, aber für die ungewohnten Gaumen geschmacklosen Maisbrodt vertauschen muß. Doch wird ihm Ersatz dafür durch das wahrhaft entzückende Clima, und daß er Zucker, Kaffee, Taback, Reis ꝛc. anbauen kann, Produkte, die sich immer gut verwerthen lassen. — Es ist bei der Auswahl von Colonisationspunkten und besonders darum sehr genau zu bestimmen, welche Produkte sie geben, da hier ein Terrain, welches Weizen und Gerste giebt, für eine ganz andere Classe von Colonisten geeignet ist, als für eines, welches Kaffee, Taback, Zuckerrohr producirt. Während auf ersterem unsere deutschen s. g. kleinen Leute, ärmere Bauern, Kossäthen ꝛc. recht gut fortkommen können, sicherlich auch ganz zufrieden leben werden, da sie ja ihre gewohnte Arbeit und Lebensweise ziemlich fortführen können, ja auch recht hübschen Verdienst machen dürften; würden dieselben das auf dem andern Terrain nicht haben. Auf solchem dürften sich, meines Erachtens, nur Leute mit einigem Capital niederlassen, wie unsere vermögendere Bauern, die wol selbst arbeiten und auch tüchtig dazu sind, aber auch die Mittel haben, andre für sich arbeiten zu lassen; wer sich in einem tropischen Clima, besonders beim Bau des Zuckerrohrs, nur auf seine eigenen Kräfte, nur auf seine eigene Arbeit verlassen darf, wer nicht die Mittel hat, besonders im Anfang die schwersten Arbeiten durch Eingeborne machen zu lassen, der kann es nicht aushalten, der muß unterliegen, besonders da ihm dann auch die Mittel fehlen würden, sich die Nahrung, die Bequemlichkeit zu verschaffen, an die er gewöhnt ist. — Als die für Colonisten wichtigsten Pro-

dukte müssen immer angesehen werden: Mais, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Reis, Tabak, Kaffee, Zuckerrohr, in einer und der andern Gegend Olivenbäume, Medizinalpflanzen wie Jalapa und Sassaparilla, auch Flachs und Seide, vorzüglich aber auch Bohnen (frijoles), und Chile (spanischer Pfeffer), beide unentbehrliches Zubehör für eine mexicanische Mahlzeit; Vanille, Cacao, Baumwolle gedeihen fast nur in solchen Gegenden, die ich zu heiß und ungesund für erste Ansiedler halten würde; so wie auch die Bäume, welche die herrlichsten Holzarten geben, wie Mahagony, Eisenholz, Cedern, Pfefferbäume nur in den heißesten Gegenden wachsen.

a) Mais gedeiht bis zu einer Höhe von 7—8000' über dem Meere, bis zu einer mittlern Temperatur von 7° — 8° Cent., sowol an den Küstengegenden von Veracruz, wie auf den kalten Hochebenen von Toluca, Zacatecas, St. Luis Potosi, und giebt im Durchschnitt 300, ja mitunter 800 fältig; im Staate Veracruz giebt es Stellen, wo drei mal im Jahre geerndtet wird. Er ist das Hauptnahrungsmittel für die Merikaner jetzt noch wie es früher für die alten Azteken war. Aus den auf dem metate, (d. i. ein auf 3 Füßen ruhender und in einer schiefen Ebene gelegter länglich viereckiger Stein, auf welchem mit einem andern cylinderförmigen Stein alle Arten Körner gerieben werden) zerriebenen und dann angefeuchteten Korn wird das Brod der Merikaner, die s. g. Tortilla gemacht, d. i. ein ungegohrnes teigiges Brodt von der Form und Dicke unserer Pfannkuchen, nur durchwärmt, aber nicht durchgebacken. Die Colonisten würden wohl thun, sich Handmühlen mitzubringen, um den Mais gut zu zermahlen und dann daraus Maisbrod wie in den Vereinigten Staaten zu backen, da Tortilla doch immer für Ausländer eine unschmackhafte, ich glaube selbst nicht ganz gesunde Nahrung bleibt.

Der Preis des Mais schwankt zwischen 2 — 10 pesos (1 Peso = 1 Thlr. 12 Sgr.) pro carga = 300 Pfund, je nach dem Ausfall der Erndte und der Entfernung vom Erzeugungs-Ort! — Auch für das Vieh ist Mais das Hauptfutter, sowohl das Korn als der grüne Stengel (zacáte).

b) Weizen gedeiht auf einer Höhe von 4 und 8000′ über dem Meere und giebt durchschnittlich 20 — 25 Korn; vorzüglich wird der Weizen vom Bajio in Sonora geschätzt. Der Preis des Weizen-Mehls schwankt sehr, aus demselben Grunde als der des Mais, zwischen 20 und 34 Pesos. Die Consumtion ist bis jetzt nur noch auf die größeren Städte beschränkt, oder solche Ortschaften, wo mehr Fremde sind, doch nimmt bei den Mexicanern der Geschmack an Weizenbrodt zu, so daß eine verstärkte Production gewiß immer noch Consumenten finden wird. Bis jetzt wird sicher noch nicht der fünfte Theil Weizen producirt, der gebaut werden könnte, aber allein durch die schlechte Wege wird der Preis dermaßen in die Höhe getrieben, daß die Häfen der Ost- uud Westküste Weizenmehl wohlfeiler von den Vereinigten Staaten beziehen können. Dann kommt noch der üble Umstand hinzu, daß gerade auf dem Tafellande, wo der Weizen am besten gedeiht, sehr leicht Wassermangel eintreten kann; schiebt sich der Anfang der Regenzeit nur von Mitte Mai bis Anfang Juni hin, so ist schon die Erndte sehr gefährdet, trotz der vielen und kostbaren Bewässerungs-Anstalten der meisten Haciendas, als da sind: acequias (Bewässerungs-Canäle), presas (Dämme) und norias (Maschinen mit zwei oder drei Rädern für Bewässerung der Felder, roues à godet. Alle Kornländer werden zweimal des Jahres bewässert, im Januar, wenn der junge Schoß über den Boden erscheint und gegen Ende März, wenn die Aehre sich bildet. Bei der Auswahl von

Weizenland für eine Colonie ist demnach wohl in Betracht zu ziehen, wie die Verhältnisse mit dem Wasser sind und zwar nicht bloß ob Wasser vorhanden ist, sondern auch ob das Wasser, welches das fragliche Terrain durchfließt, auch für Bewässerung desselben benutzt werden darf; dann aber auch ob die Kosten des Korn- oder Mehltransports bis zu einem Absatzpunkt nicht zu hoch steigen. Da jetzt die meisten für Weizen geeigneten Ländereien um die größeren Städte herum schon mit Weizen bebaut sind, so darf man unter den jetzigen Verhältnissen noch nicht sehr darauf rechnen, daß die Deutschen sich vorzüglich der Weizen-Cultur würden widmen können, einer Cultur, die ihnen vor allen andern am meisten zusagen dürfte.

c) Gerste (sebada) wächst ziemtich auf derselben Höhe wie Weizen und gedeiht ganz vortrefflich um Jalacingo, im Staat Veracruz soll sie, wie man mir versicherte, auf frisch umgebrochenen Boden achtzigfältig geben. Sie wird hier nur zum Futter für die Pferde und zur Bierbrauerei benutzt; da die Bierkonsumtion in den letzten Jahren immer mehr zugenommen hat und die Mexikaner immer mehr Geschmack an diesem Getränk gewinnen, so läßt sich präsumiren, daß eine gesteigerte Production noch lange nicht das Bedürfniß übersteigen wird. Der Preis schwankt zwischen 2½ — 4 Pesos per carga.

d) Reis, der hier zu Lande angebaut wird, ist nicht der Sumpfreis der Vereinigten Staaten, sondern Bergreis und wird, zwar in warmen, aber durchaus nicht in sumpfigen, daher unbedingt ungesunden Gegenden angebaut. Es giebt ein sehr gutes, dem Levante-Reis ähnliches Korn und einen ungeheuren Ertrag. Im Bezirk von S. Maria Tlapacoyam, wo im Staat Veracruz der meiste Reis gebaut wird, ist er ein Hauptculturzweig. Der Preis schwankt zwischen 4 bis 12 reales per arroba (25 Pfund). Colo-

nisten werden immer wohl thun, sich auf den Reis-Bau zu legen, nicht bloß weil er ihnen selbst ein gesundes, nahrhaftes und schmackhaftes Nahrungsmittel liefert, sondern auch weil sie bei der großen Vorliebe der Mexikaner für Reis ziemlich sicher auf guten Absatz rechnen können.

c) Tabaks-Cultur könnte einer der wichtigsten Zweige für Mexico sein, wenn dieselbe nicht leider durch den Staat monopolisirt wäre. Sie ist nur im Staate Veracruz und da nur in den Distrikten von Orizába, Córdova und Songolica gesetzlich gestattet, doch ist jetzt de facto der Anbau des Tabaks in dem genannten Staat ganz frei, und man baut um Turtla, Mizantla, Papantla einen Tabak, der dem der Havana sehr wenig nachsteht. Doch ist dies bis jetzt noch ohne große Bedeutung, da der dort erzeugte Tabak nur in den genannten Distrikten selbst verkauft werden darf, in den übrigen Theilen der Republik aber streng untersagt ist und er für den Export noch nicht Geltung genug im Auslande hat. Hoffentlich wird die Regierung, sobald der lästige Contrakt abgelaufen sein wird, den sie mit den Pächtern des Monopols abgeschlossen und wodurch ihr höchstens eine baare Einnahme von 500,000 Pesos bleibt, den Tabaks-Bau frei geben und zu einer Besteuerung dieses Produkts übergehen, die sowohl den Staats-Renten vortheilhafter als für diesen wichtigen Culturzweig förderlicher sein dürfte. Dann würde auch der Anbau von Tabak unstreitig derjenige Culturzweig sein, welchem sich deutsche Colonisten vorzüglich mit Vertrauen und Aussicht auf guten Gewinn widmen könnten, 1) weil viele Deutsche schon die Behandlung dieser Pflanze kennen, 2) weil der Tabaks-Consum unter dem hiesigen Volk sehr groß ist und sicher noch zunehmen wird, wenn die Preise von ihrer monopolistischen Höhe herabsinken werden; 3) weil hier ein ausgezeichneter Tabak erzeugt werden kann, der am ehesten mit dem von Cuba in Con-

currenz zu treten und dadurch einen der bedeutendsten Export-Artikel für Merico abzugeben im Stande sein dürfte. Bis jetzt wird von dem Estanco (die Verwaltung der Staats-Monopole) dem Tabaks-Bauer nur 2 Pesos 4 Reales per arroba gezahlt, während an der Küste, wo die Cultur frei ist, dieselbe nicht unter 3 bis 4 Pesos gilt. Ländereien, die sich hier für Anbau von Tabak eignen, wären sicherlich vorzüglich für Anlage von Colonien zu empfehlen.

f) Kaffee ist eines der Produkte, welche Merico in ganz ausgezeichneter Qualität liefert: die Bohne von Atlacamúlio bei Cuernavaca von Cocoyoc (de Velazco) bei Cuantla Amilpas und von einigen Haccendas bei Cordova ist eine Bohne, die der von Mocca ziemlich gleich kommt. Nur ist leider der Preis noch immer so hoch (hier 5 — 7 Pesos per arroba = 25 Pfd. das ist 1 Pfd. á 1 3/5—2 1/5 Realen = 8—11 Silbergroschen) daß er unmöglich auf auswärtigen Märkten concurriren kann und bis jetzt also auch nur so viel Kaffee producirt wird, um den irländischen Consumo zu befriedigen. Werden auch hier die Umstände beseitigt, welche alle Preise so übermäßig erhöhen und wird der Anbau des Kaffees in größerem Maßstabe betrieben, so kann es nicht ausbleiben, daß er nächst dem Tabak ein sehr gesuchter Export-Artikel werden wird. Die Cultur selbst verlangt im Ganzen wenig Unkosten: man rechnet, daß für eine Plantage von 200,000 Kaffeebäumchen nur 10 Leute für die Bewässerung (regadoros), 10 fürs Jäten (exardadores) und für 3 Monate Erndte 50 — 60 Menschen nöthig sind. Große Sorgfalt verlangt sie nur in der ersten Zeit: die jungen Pflanzen sind sehr zart und müssen besonders in den ersten 2 Jahren sehr gegen die Strahlen der Sonne geschützt werden, weshalb man sie bedeckt; im dritten Jahre versetzt man sie ins offene Feld; im vierten Jahre sind sie in voller Kraft und geben per Stück 4—6 Pfund, dauern

dann 25 — 30 Jahre. Der Anbau von Kaffee ist besonders für Colonisten mit zahlreichen Familien zu empfehlen, weil sich sonst leicht der bedenkliche Uebelstand einstellen könnte, daß nicht aller Ertrag eingeerndtet werden kann, weil es an Hände zum Pflücken fehlt, eine Arbeit die nicht sehr anstrengt und besonders für die zarteren Finger der Kinder und Frauen geeignet ist. Für Colonisten ist die Cultur dieses Gewächses auch darum empfehlenswerth, weil sie nicht ein bedeutendes Kapital erfordert, ebenso wenig als eine anstrengende Arbeit; es ist auch zu hoffen, daß sie mit der Zeit einen erheblichen Gewinn abwerfen wird, da nach und nach, mit der vermehrten Produktion, wol auch die enormen Preise fallen werden, die den merikanischen Kaffee auf auswärtigen Märkten unverkäuflich machen, und da auch die Kaffee-Consumtion hier im Lande beträchtlich im Zunehmen begriffen ist, indem der Kaffee schon anfängt die Chocolade zu verdrängen. Im Staat Veracruz wenigstens habe ich überall, sobald ich die große Straße verlassen, selbst in den abgelegensten Indierhütten Kaffee, und im Verhältniß recht guten, bekommen, dagegen keine Chocolade, früher das einzige was man noch dort fand.

g) Zuckerrohr (caña) gedeiht durchschnittlich bei einer mittleren Temperatur von 19° — 20° Cent. Die Zucker-Produktion und Fabrikation kann man auf 1,600,000 Arrobas (40 Mill. Pfund) per annum anschlagen und zwar kommen dann auf den Staat Merico 1 Mill. Arrobas mit 40 Maschinen, Staat Puebla 160,000 Arrobas, Staat Veracruz 100,000 Arrobas, Staat Mechoacan 200,000 Arrobas, Staat Jalisco 80,000 Arrobas, Staat Oajaca und andere 60,000. Der Consum ist bis jetzt nur auf das Inland beschränkt, ja es wird dadurch selbst die Produktion bedingt, denn ist die Produktion sehr bedeutend, und sinken die Preise, oft bis 7 Reales per Arroba für den gerin-

gen Zucker, an Ort und Stelle, so schränken die Pflanzer sogleich ihre Pflanzungen ein, bis sich das Gleichgewicht wieder herstellt. Durchschnittlich ist der Preis 2½ — 3½ Pesos per Arroba. Seit 25 Jahren ist kein mexikanischer Zucker exportirt worden, wahrscheinlich weil er wegen der hohen Frachten die Concurrenz im Auslande nicht würde aushalten können. — Der größte Theil des geerndteten Zuckerrohrs wird aber nicht zur Gewinnung von Zucker, sondern für Bereitung von Brantewein (aguardiente de caña und chingnerito, ersterer aus dem frisch ausgepreßten, letzteren aus dem in piloncillos (kleine Zuckerhüte) eingekochten Zuckersaft gewonnen) benutzt, der in der ganzen Republik, besonders in der tierra caliente eine wahrhaft Schrekken erregende Consumtion findet. Die Produktion hat indessen auch in den letzten Jahren so zugenommen, daß der Preis per baril (per Faß) von 32 auf 18, ja jetzt auf 10 Pesos herabgesunken ist und immer noch eine Tendenz zum Sinken behauptet. Uebrigens dürfte, bei einiger Sorgfalt, der hier gewonnene Zuckerbrantewein einen vortrefflichen Rum geben und dadurch mit der Zeit ein nicht unerheblicher Export-Artikel werden. — Von allen den bisher erwähnten Erzeugnissen ist Zuckerrohr dasjenige, welches den meisten Aufwand von Capital- und Arbeits-Kräften verlangt und nur, wenn solche aufgewandt werden können, günstige Chancen giebt. Man berechnet daß zur Produktion von 40,000 Arrobas Zucker folgende Arbeiter nöthig sind: 1) Regadores (für Bewässerung des Rohrs) 50, 2) Macheteros (für das Schneiden des Rohrs) 20, 3) Arrieros (Maulthiertreiber) 10, 4) Zacateros oder Atajaderos (Leute, die die jungen Spitzen abschneiden, welche zum Viehfutter dienen) 25, 5) Trapicheros (Leute an der Zuckermühle, je 4 für 1 Maschine) 20, 6) Horneros (Oefen-Wärter) 14, 7) Caldereros (für Besorgung der Kessel) 12 und 8) Vol-

teadores und Purgadores, die den Zucker zum Verkauf sortiren ꝛc. 10; Summa 151. Für Nr. 1 — 4 sind, meines Erachtens, nur Indier zu gebrauchen, da neu angekommene Europäer die Arbeiten, welche jene im Freien machen, nicht aushalten können. Es muß also Capital da sein, um wenigstens den Lohn der unentbehrlichsten Arbeiter bestreiten zu können; die Anlage der Zuckermühlen (Trapiches), so wie der Brantweinbrauereien (palenques, allambiques) erfordert noch ein nicht unbedeutendes Kapital, da nur gute Maschinen und Apparate, die ziemlich kostspielig hierher zu legen sind, mit den schon vorhandenen in Concurrenz treten dürfen. Außerdem saugt auch das Zuckerrohr mehr wie jedes andere Gewächs den Boden aus und bedarf viel Bewässerung, die oft recht kostspielig werden kann; wer nicht genug Terrain hat, um recht zeitig wechseln oder den Boden ausruhen lassen zu können, risquirt nach einer Reihe von Jahren alles zu verlieren. — Sollte der Bedarf nach Zucker in Californien noch immer mehr zunehmen, so kann eine vortheilhafte Einwirkung auf den hiesigen Zuckermarkt nicht ausbleiben und es ist dann zu hoffen, daß der merikanische Zucker doch endlich auch ein Export-Artikel werde und die Anlegung von Zuckerplantagen den mit Capitalien versehenen Colonisten bald einen reichlichen Gewinn abwerfen dürfte.

Dies sind die Hauptprodukte, auf deren Cultur Colonisten am ehesten hier angewiesen sein würden, die vielen andern Nebenerzeugnisse, deren Pflege dem industriösen Europäer sicher auch Gewinn geben würde, mag ich nicht besonders aufzählen, weil dies mich zu weit führen dürfte. Ueber zwei Produkte, Cacao und Baumwolle, schweige ich, ohne ihre große Wichtigkeit zu erkennen, vor der Hand noch ganz, theils weil ich bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt habe, ihre Cultur näher kennen zu lernen, theils auch weil

ich glaube, daß die ersten Colonisten sich nicht werden ihrer Pflege widmen können, wenn sie nicht ihre Gesundheit für ungewisse Spekulationen sollten auf's Spiel setzen wollen. In Betreff der Vanille möchte ich fast dasselbe behaupten und werde durchaus deutschen Colonisten nicht rathen, sich auf die Cultur dieser Pflanze zu legen, theils weil sie nur in den heißesten ungesunderen Gegenden fortkommt, theils und besonders auch weil der Preis dieses nur für wenige Speise geeigneten Gewürzes durch die bedeutend vermehrte Produktion in den letzten Jahren so bedeutend gesunken ist, daß die bisherigen Produzenten kaum noch einen erklecklichen Gewinn haben, die neu hinzukommenden Produzenten durch ihre Concurrenz die Preise nur noch mehr herabdrücken und jene benachtheiligen würden, ohne selbst Vortheil zu haben. Doch da ich auf meiner Reise durch die Haupt-Vanillen-Distrikte, in Mizantla und die französischen Colonie Jicaltepec Gelegenheit gehabt habe, die Cultur dieser interessanten Pflanze einigermaßen kennen zu lernen, so mag ich nicht unterlassen, einiges darüber mitzutheilen.

Es giebt in Mexico 4 verschiedene Arten Vanillen: 1) Vanille Pompona deren Schote dick und kurz ist, 4—5 centimètres breit, 6—10 centimètres lang, sehr schwer zu trocknen und deren Aroma in keinem Vergleich steht mit dem der duftenden Frucht dieser Pflanze, welche im Handel bekannt ist; 2) die wilde Vanille, deren Schote dünn, lang, lederartig und ohne Werth ist; 3) Vanille métis, eine zimmetfarbene, länglich gewundene, kurze Schote, deren Aroma sich dem der guten Vanille nähert, doch ist sie wenig geschätzt; 4) Vanille franc, welche jene schöne, vorzüglich duftende Schote giebt, die einen so erheblichen Handelsartikel bildet, sie ist in den Distrikten von Mizantla, Jicaltepec, Nautla und Papantla einheimisch; auch findet sie sich in den Wäldern des Isthmus von Te-

huantepec und seit einigen Jahren cultivirt man sie auf der östlichen Seite des Isthmus bis an die Ufer des Golfs von Merico in der Umgegend von Acayucam und S. Andréa de Turtla, aber in diesem Theil von Merico steht die Vanille, wenn auch nicht an Geruch, doch an Dicke und Länge der Schote der von Mizantla und Jicaltepec nach. Diese Vanille gehört zur Familie der Orchideen, kriecht am Boden hin und rankt sich an den Bäumen in die Höhe, ihr Stengel ist glatt, rund und 1 Centimètre dick, ihre Blätter sind breit, fleischig, in einer Distance von einem Decimètre wechselweis von einander stehend, am Winkel jedes Blattes ist eine Knospe, welche der Keim eines andern Stengels oder eine Knospe für Blüthen wird. Unter dem Blatt treibt zu derselben Zeit wie dieses ein Griffel, welcher dazu dient den fortwachsenden Theil des Stengels an den Theil des Baumes, an dem er sich in die Höhe rankt, festzuklammern. Die Vanillenpflanze erreicht eine unbestimmte Länge, ein Stock von 3 bis 4 Jahren kann bis auf den Gipfel des höchsten Baumes kommen, und kann 20—30 Stengel haben. Die Vanille blüht im März, April und einen Theil des Mai, die Knospe welche die Büthen geben soll, öffnet sich, entwickelt sich in einen Blumenstiel von 3—10 Centimètres Länge, an dessen Spitze sich, in Form einer Hand 8—15 Blüthen entfalten, welche eine nach der andern aufbrechen; diese Blüthe wird, je nachdem sie sich entwickelt, auf ihrem besondern Stiel getragen, der mit ihr wächst; wenn die Blüthe aufgeht, so ist dieser Stiel 6—7 Centimètres lang und er wird Vanillenschote, wenn den andern Tag die Blüthe, wenn sie verblüht, an dem äußersten Ende haften bleibt; alsdann krümmt er sich, wächst und nimmt an Dicke zu während eines Monats entwickelt er sich vollkommen, braucht aber noch 6 Monate um zu reifen, was im Dezember der Fall ist. Es giebt zwei Arten, eine Vanillenpflanzung

anzulegen. 1) Will man sie in einem Urwald anlegen, so besteht die erste Arbeit darin, alles Buschwerk, Gestrüpp, alle Schlingpflanzen und die jungen gekrümmten Bäume abzuschneiden; die Indier bedienen sich dazu eines Instruments, dessen Klinge in einen Storchschnabel endet, mit welchem sie die Schlingpflanzen an sich heranziehen, nachdem sie den Schlag geführt. Sobald diese Arbeit beendet ist, schlägt man mit der Art alle großen Bäume, ohne Ausnahme nieder und läßt nur die jüngsten stehen, die einen Durchmesser von 5—10 Centimètres haben; das ist die schwierigste Operation und gehören starke und geschickte Arbeiter dazu, um den Baum zu fällen, daß er so wenig als möglich jüngere Bäumchen bei seinem Fall umbreche; ist der Baum gefällt, so werden seine Aeste abgekappt, um die jüngeren Bäumchen frei zu machen; zum Schlagen wählt man am liebsten die Zeit des Neumondes, damit die Bäume eher verfaulen. Darauf geht man an das Pflanzen der Vanille selbst. Die zwei besten Jahreszeiten in jenen Gegenden, um die Vanille zu pflanzen, sind der April, weil der Boden noch feucht ist und man in die heiße Jahreszeit eintritt, oder der August und September, weil der Boden, wenn auch heiß, doch schon durch die Herbst-Regen gefeuchtet wird; wollte man im November, December, Januar pflanzen, wenn der Boden durch die Norder-Regen erkaltet ist, so würde die Pflanze verfaulen, und, wenn im Juni und Juli, würde der Boden zu heiß sein. Der Setzling der Vanille wird auch im Neumond geschnitten, er ist 1—1 ½ Centimètres lang und wird mit Sorgfalt auf den Platz der Pflanzung gebracht; man wählt alsdann die Bäume mit gradestem Stamm, auseinanderstehenden Aesten und leichtem Laub aus, alle Arten von Feigenbäumen sind die besten, die Vanille giebt an ihnen die schönste Schote; man vermeidet, wo möglich, die Vanille am Pfefferbaum,

am Copal, kurz an alle Bäume zu pflanzen, deren Rinde alle Jahre wechselt, denn mit der Rinde löst sich auch nothwendig der Stock der Vanillenpflanze los; der Orangenbaum ist ebenfalls nicht gut, weil er zu viel Schatten giebt. An den ausgewählten Baum setzt man zwei Setzlinge nebeneinander, an der Wurzel des Baums, auf der Nordseite, macht man eine Furche von 3 Centimètres Tiefe auf 30—40 Centimètres Länge: in diese Furche legt man drei Knoten des Setzlings, nachdem man vorher die drei Blätter abgeschnitten und bedeckt sie wieder mit trocknen Blättern, Gestrüpp und dgl., die übrigen Theile des Setzlings stellt man gegen den Baum, an den man ihn in seiner ganzen Länge mit 3 oder 4 kleinen Schlingpflanzen leicht befestigt; die Seite des Setzlings, an der die Griffel sind, muß an den Baum angelegt werden. Die Bäume für die Pflanzen müssen wenigstens in der Entfernung von 4—5 Centimètres von einander stehen; bei einer geringeren Entfernung würde die Vanillenpflanzung umkommen, bevor sie Frucht gegeben; denn die Vegetation ist in den Tropengegenden so thätig, daß dann in 3 Jahren der Vanillal ein Wald geworden sein würde; es werden deshalb alle Bäume, die nicht gebraucht werden, umgeschlagen, nur die ganz jungen Bäumchen bleiben stehen; wird der bepflanzte Baum zu hoch, d. h. höher als 5—6 Centimètres, so wird er gekuppt. Am Ende eines Monats treiben fast alle Vanillenpflanzen, und man hat von da an nur von Zeit zu Zeit jeden Baum zu besuchen, vorzüglich die Winden wegzunehmen, welche ihn umschlingen, und den jungen Trieb der Pflanzen ersticken können, ferner an den Baum die Pflanzen wieder zu befestigen, welche, wenn sie noch nicht getrieben, sich von ihm losgemacht haben; auch die niedrigen Aeste der Bäume, wenigstens in der Höhe von 6 Fuß, abzuschneiden; und endlich darf man nicht unterlassen, Anfangs alle 6 Monate, spä-

ter wenigstens ein Mal des Jahres, das Gras bis zur Höhe von 1 Fuß abzuschneiden, denn die Wurzel muß immer im Schatten bleiben; auch muß der Schnitt horizontal gegeben werden, um nicht die Wurzel der Vanille, die sich weithin ausdehnt, zu verletzen. Sobald die niedergeschlagenen Bäume verfault sind, muß man mit Vanillen-Setzlingen die jungen Bäume bepflanzen, die seitdem aufgeschossen sind; auch muß man durch neue Pflanzen die, welche verdorben sind, ersetzen. Ein so unterhaltener Vanillal ist am Ende in zwei Jahren vollkommen und giebt im dritten Jahre Frucht. — 2) Man pflanzt auch Vanille in den Feldern, in den Ebenen oder den tiefen Gründen, welche Mais produziren. Das brache Feld ist in jenen Gegenden gewöhnlich mit einer Art Bambus bedeckt. Der Pflanzer schneidet diesen Bambus in den Monaten Juni, Juli, legt Anfangs August Feuer daran; ist das Land so gereinigt, so säet man Mais darum; während der Mais wächst, wächst eine Menge grade für Vanille geeignete Bäumchen heran; in 1 Jahr bis 1½ Jahr sind dieselben stark genug, einen Vanillen-Setzling zu tragen, und so ist am Ende von zwei Jahren das Feld, welches Anfangs zwei oder drei Mais-Erndten gegeben, ein Vanillal geworden, und in dieser Art Pflanzungen gedeiht die Vanille erster Qualität. Die besten Terrains für Vanillen-Pflanzungen sind: 1) die gegen S. O. oder S. W. geneigten Ebenen, 2) die Ebenen längs der Flüsse, 3) die tiefen Gründe und Bergschluchten, 4) Bergebenen, aber nie steile Bergabhänge. Auf diesen verschiedenen Positionen muß man wieder einen thonigten oder angeschwemmten Boden wählen; wenigstens ist nöthig, daß er wenig oder keinen Sand enthält; sumpfige Terrains passen eben so wenig: die Wurzel der Vanillenpflanze verfault da, so wie sie im Felsen oder im Sande vertrocknet. — Erndte der Vanille. Die Vanille ist gegen Mitte De-

cembers reif. Um zu erkennen ob sie reif ist, muß man die Schote zwischen die Finger nehmen, und wenn sie sich nicht unter einem leichten Druck biegt, so ist sie gut; übrigens hat sie in der Reife eine apfelgrüne oder gelblichte Farbe. Man pflückt sie mit dem Stiel, die Schoten, welche zu hoch sind, vermittelst eines am obersten Ende gespaltenen Schilfrohrs. Das Pflücken muß mit großer Vorsicht geschehen. — Trocknen der Vanille. a) Die gepflückten Schoten legt man in ein gegen Sonne und Feuchtigkeit geschütztes Zimmer, das so geordnet, daß alle Köpfe nach einer Seite liegen. Man läßt sie da einige Zeit, bis sie welk werden, aber man wartet niemals bis der Stiel, an welchem die Schote fest bleibt, faul wird, denn dann würde diese selbst verderben; eben so wenig darf man warten, bis die Vanille sich spaltet, denn sie würde dann einen Theil ihre Gewichts wie ihres Aromas verlieren. Das erste was man darauf mit der Vanille vornehmen muß, ist, sie zum Schwitzen zu bringen; man macht die Schoten von ihren Stengeln los, legt sie am frühen Morgen ausgebreitet auf eine wollene Decke, nebeneinander, die Schwanztheile der Sonne zugekehrt, und zwar an einen gegen Wind geschützten Ort und wo die Sonnenstrahlen sich am meisten conzentriren; gegen Mittag oder etwas später, wenn diese grade am brennendsten sind, wickelt man die Schoten in dieselbe Decke ein, auf der sie ausgebreitet waren, und so eingewickelt läßt man sie den ganzen übrigen Theil des Tages an der Sonne liegen; gegen Abend, vor Sonnenuntergang, schließt man die Vanillen, immer in die Decke eingewickelt, in einen ledernen Sack ein, damit die so conzentrirte Hitze sie auch während der ganzen Nacht zum Schwitzen bringen könne. Den andern Morgen früh, gegen 8 oder 9 Uhr, nimmt man die Vanillen aus der Decke heraus und breitet sie aufs neue auf derselben in der Sonne aus. Wenn sie

gut geschwitzt haben, müssen alle Vanillen eine dunkle Kaffee-Farbe haben; wenn einige am Schwanzende noch grün sind, muß man diese allein derselben Operation unterwerfen als den Abend vorher. — b) Eine andere Methode, die Vanille zum Schwitzen zu bringen, wird an Regentagen und wenn keine Sonne da ist, angewandt. Diese besteht darin, daß man die Vanillen-Schoten in eine Decke, diese in eine Lage Bananenblätter und das Ganze in eine Matte einhüllt, welche man fest zubindet und anfeuchtet; man legt dann diesen ganzen Ballen in einen bis zu einer Temperatur von 50°—60° R. erhitzten Ofen und nimmt ihn nicht eher als 36 Stunden nachher wieder heraus. Die Vanille kommt ganz dunkelgefärbt heraus. — Hat sie einmal geschwitzt, so wird die Vanille auf Matten geordnet, alle Tage 1 bis 2 Monate hindurch in die Sonne gelegt, bis daß sie den gewünschten Grad von Trockenheit erlangt hat; diesen Grad zu erkennen kann nur die Praxis lehren. Man muß besonders Sorge tragen, daß die beiden äußersten Enden der Vanillen-Schoten nicht zu ausgetrocknet werden; alsdann bedeckt man diese Theile wieder mit Blättern, während der noch fleischige Theil der Sonne ausgesetzt bleibt. — Die Anstalten um die Vanille zu präpariren, sind also sehr einfach: 1) ein Ofen, 2) ein gegen Wind und Staub geschützter, der Sonne wohl ausgesetzter Platz, 3) ein gegen Feuchtigkeit geschütztes Haus, wo man die Vanille, auf Hürden wohl ausgebreitet, zur Nachtzeit und während Regenwetter niederlegt. Wenn der Regen mehr als einen Tag anhält, muß man das Zimmer, wo die Vanille liegt, durch einen Stubenofen oder eine Wärmlampe bis auf 30°—35° R. erhitzen. — Wenn die Vanille auf ¾ ihrer Trocknung gekommen ist, d. h., wenn sie, ohne mehr fleischig zu sein, doch noch weich ist, dann hat sie keine Sonne mehr nöthig: man legt sie alsdann auf Hür-

den in ein ganz trocknes, so wie gegen Hitze und Feuchtigkeit verwahrtes Zimmer, und da kommt sie von selbst in ihren Zustand der Vollkommenheit. — Mehr als jedes andere Produkt hat Vanille Reinlichkeit und kleinliche Sorgfalt nöthig, aber vorzüglich eine große Wachsamkeit in den letzten Tagen ihrer Präparirung; denn ist sie auch nur eine Stunde der Sonne mehr ausgesetzt, als sie soll, so wird sie zu Kohle oder einem Stück ohne allen Werth. — Ist sie einmal bis zum äußersten Punkt präparirt, dann sucht man die Vanille nach ihrer Länge aus, bindet sie in Packete à 50 Schoten zusammen, und verschließt diese in Blechbüchsen, die man verlöthet; jede dieser Büchsen muß 3000 Vanillen-Schoten enthalten; 3 Blechbüchsen zusammen werden in eine Kiste von Cedernholz gesetzt und diese einballirt. So wird die Vanille dem Handel übergeben. — Als der Preis pro mille 60 — 80 Pesos war, ward diese viele Mühe wol reichlich bezahlt, aber jetzt, wo derselbe auf 25 Pesos herabgesunken ist, dürften Colonisten wol ihre Zeit bei andern Culturzweigen besser verwerthen, als bei diesem, der so sehr viel Zeit und Sorgfalt in Anspruch nimmt. — —

3) Ein für Colonisten höchst wichtiger Punkt sind die Verhältnisse des **Wassers.** — Da, wo nicht außer in der gewöhnlichen Regenzeit noch Regen in Folge der Nortes fallen, ist es von ganz besonderer Wichtigkeit, sich genau darüber zu informiren, nicht bloß ob fließendes Wasser sowol zum Hausgebrauch als auch zur Feldbewässerung genügend vorhanden ist, sondern auch ob dessen Benutzung den anzusetzenden Colonisten gesetzlich zusteht. Weder Mais, noch Weizen, noch Zuckerrohr können gedeihen, wenn sie nicht die gehörige Bewässerung erhalten und nichts dürfte deshalb das Bestehen einer Colonie so sehr gefährden, als wenn in diesem Punkte nur die geringste Unsicherheit ob-

waltete. Im größten Theile der Tierra caliente und Tierra templada des Staates Veracruz regnet es so viel, daß die meisten Felder keiner künstlichen Bewässerung bedürfen und Mangel an Trinkwasser fast nie zu befürchten ist. Es ist dies einer der großen Vortheile, welche jener Staat vor allen andern voraus hat und der ihn besonders für Anlegung von Colonieen empfiehlt, da die künstlichen Bewässerungen nicht nur viel Schwierigkeiten bieten, sondern auch viel Geld kosten. —

4) Wege und Communikations-Mittel. Die Ufer der schiffbaren Flüsse und die Ländereien längs der schon vorhandenen Landstraßen würden immer die besten Punkte für Ansetzung von Colonisten sein; da aber erstere sehr selten sind oder doch nur ganz nahe an der Meeres-Küste, in den Fieber-Regionen, anfangen schiffbar zu werden, und die in der Nähe der großen Straßen gelegenen Terrains zum größten Theile schon bebaut sind, so werden doch immer nur solche Punkte zu wählen sein, die entweder schon eine natürliche gute Verbindung mit dem Meere oder der Hauptlandstraße haben, oder wo doch wenigstens eine solche Verbindung, ohne bedeutende Kosten, hergestellt werden kann. Wo das nicht möglich ist, wo durch die schlechten Wege die Communikation mit den Hauptabsatzpunkten überaus erschwert ist und die Frachten sich immer hochhalten müssen und wo die Beschaffenheit des Terrains der Anlage von Straßen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt, da dürfte nie daran gedacht werden, eine Colonie anzulegen. Denn bloß um in einer romantischen Gegend zu wohnen, nur um für seinen eigenen Bedarf zu produziren, würde wol Niemand hieher gekommen sein! —

5) Absatzpunkte für die Erzeugnisse. Sicherlich bleibt für den Colonisten immer eine der wichtigsten Fragen: „wo kann ich das absetzen, was ich produzirt habe?" Da wo

durch Eisenbahnen, gute Landstraßen, Ströme und Canäle eine leichte Verbindung zwischen den entferntesten Punkten hergestellt, ist, wo dadurch auch die größte Distance fast ganz verschwindet: da kommt es nicht darauf an, daß der Verkaufsplatz vom Produktionsort einige 100 Meilen und mehr entfernt ist, da findet diese Frage keine schwierige Beantwortung. Hier aber, wo noch alles dieses fehlt, wo Communikations-Mittel noch sehr unvollkommen, Wege noch sehr schlecht, daher die Frachten enorm hoch sind, hier ist es wol unbedingt nöthig, Colonieen nur in geringer Entfernung (20 Leguas ist hier schon eine merkliche Distance) von den natürlichen Absatzpunkten anzulegen, als da sind: größere Städte, Hafenplätze und blühende Bergwerksorte, solche die anfangen in bonanza zu sein (Ausbeute zu geben) und einige Aussicht geben, daß sie sich darin erhalten werden. Von dieser Ansicht geleitet kann ich mich nicht für Anlegung von Colonieen im Innern des Landes entscheiden, wo fast alle Ländereien um die größeren Städte herum bereits occupirt sind, von den entfernteren Punkten zu denselben nur unpassirbare Wege führen und die Meeresküste sehr entfernt ist, und da ich unter solchen Umständen nicht einsehen kann, wohin die Colonisten ihre Produkte absetzen sollen. Noch mehr drängt sich mir der Zweifel auf, daß die projektirte Colonisation im Norden der Republik, in Chihuahua gedeihen werde, wo doch keine Consumenten, aber auch keine Absatzwege nach dem Auslande vorhanden sind! —

6) Charakter der Bevölkerung und besonders ihre Gesinnungen gegen Fremde. Es ist dies nach meinem Dafürhalten, ein sehr wichtiger Punkt und welcher die sorgfältigste Erwägung verdient. Es giebt hier leider noch gar viele, und oft die schönsten Gegenden, wo die Bevölkerung räuberisch, diebisch, ja ganz demoralisirt ist, oder doch wo die Fremden nur mit Widerwillen, mit Neid

betrachtet werden. Unter eine solche Bevölkerung Fremde als Colonisten verpflanzen, hieße wirklich diesen die Hölle auf Erden bereiten, denn nicht nur daß sie sich ganz isolirt fühlen würden, könnte es auch nicht ausbleiben, daß es zu Reibungen zwischen ihnen und den Einheimischen käme, eine Sache, die vor allem zu vermeiden ist, da sie leicht die übelsten Folgen für alle Colonisten insgesammt haben dürfte. Es ist deshalb durchaus nothwendig, bei Auswahl der Lokalität, die genauesten Erkundigungen darüber einzuziehen, ob Fremde auch auf ein freundliches Entgegenkommen von Seiten der einheimischen Bevölkerung rechnen können; ob ihnen wenigstens da kein böser Wille, kein Haß, keine blinde Abneigung entgegenstehe, ja ob eine Niederlassung von Ausländern dort gern gesehen wird und diese nicht befürchten dürfen, wie ungebetene Gäste aufgenommen zu werden. Doch muß man hierbei mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen, darf sich nicht durch den ersten Eindruck bestimmen, nicht blos durch die einschmeichelnden, verbindlichen Redensarten der Mexicaner sein Urtheil leiten lassen; am besten wird es immer sein, die Meinung von Fremden zu erforschen, welche längere Zeit vielleicht in solcher Gegend gelebt und darum an sich selbst die besten Erfahrungen gemacht haben können. — Auch in dieser Beziehung ist der Staat Veracruz derjenige, der sich am meisten für Colonisation empfiehlt, mit Ausnahme des Distrikts von Orizaba, wo die ganze Bevölkerung noch unter dem Einflusse der Geistlichkeit steht und von dieser zu Fremdenhaß und Intoleranz angefeuert wird; es dürften deshalb auch die Gränzen dieses Distrikts von Colonisten als ein noli me tangere zu betrachten sein. —

7) Die Indier. Nicht in der Tierra templada, noch weniger aber in der Tierra caliente dürfte der Deutsche eine anhaltende und anstrengende Arbeit im Freien aushalten;

weder wird er, ohne seine Gesundheit zu gefährden, in der trocknen Zeit die brennenden Strahlen der Sonne ertragen, noch in der Regenzeit sich den heftigen Regengüssen jener Gegenden aussetzen können, wie dies allein der Indier, noch besser der Neger, im Stande ist. Für die schwereren Arbeiten auf dem Felde, für die welche eine unausgesetzte Thätigkeit im Freien verlangen, wird er selbst auf der Hochebene der Eingeborenen nicht entbehren können, will er nicht seine Gesundheit zusetzen oder vielleicht zur Unzeit die nothwendigsten Arbeiten liegen lassen. Es muß deshalb bei Anlegung einer Colonie immer eine sehr wichtige, in den wärmeren Gegenden, meines Dafürhaltens, unumgängliche Bedingung sein, daß sich eine Indier-Bevölkerung in der Umgegend befinde, auf deren Arme man für die schwersten Arbeiten rechnen darf. Hiebei ist abermals zu berücksichtigen, daß nicht etwa daraus, weil eine große Indische Bevölkerung im Umkreise angetroffen wird, geschlossen werden darf, daß die benöthigten Arbeiter da sein werden; dies könnte ein ganz falscher Schluß werden, man muß sich vielmehr auch bestimmt versichern, ob die Indier auch geschickt, besonders aber ob sie auch willig sind Feldarbeiten für Weiße zu leisten, und ob man sich auf sie verlassen kann. In dem ganzen Distrikt von Mizantla, der zum größten Theil von einem kräftigen, stolzen, trotzigen Indier-Stamme, den Totonácas, bewohnt wird, kann man dem Indier so viel Geld als möglich bieten und er wird nicht für einen Weißen arbeiten. Ebenso kommt es aber auch vor, daß in dem Umkreise weniger Leguas die Indier des einen Dorfs zur Arbeit für Weiße ausziehen, während die des benachbarten Dorfs unter keiner Bedingung dazu zu bewegen sind, so ist mir eine Hacienda bekannt, auf die Indier 14 Leguas zur Arbeit kamen, während nur 3 Leguas davon ein großes Indier-Dorf liegt, aus dem auch nicht ein Arbeiter sich ein-

stellte. In der Regel hängt dies aber nicht allein von den Dorf-Insassen selbst, sondern von dem Alkalden des Orts ab, der unter den Indiern eine wirklich despotische Gewalt ausübt, daher schließt man auch gewöhnlich mit dem Alkalden einen Contrakt wegen Stellung von Arbeitern ab, oder dieser sendet dann die für bestimmte Zeit und Arbeit ausbedungene Zahl Indier in quadrillas (5 — 10 M.) getheilt unter bestimmten Führern (gefes und capitanes) ab, welche für ihre Untergebenen verantwortlich sind. Uebrigens bleiben die Indier, welche sich einmal gewöhnt haben bei Fremden zu arbeiten, ihrer Gewohnheit getreu, besonders wenn sie von diesen gut behandelt und regelmäßig bezahlt werden, und gegen sie nicht das hier in allen größern Haciendas eingeführte Truck-System gehandhabt wird. — Alle diese eben erwähnten Verhältnisse, die Zahl der Indier, ihr guter Wille zur Arbeit, ihr bisheriges Benehmen gegen Weiße ꝛc. alles dieses ist genau zu erforschen, damit die Colonisten wissen können, ob sie auf Unterstützung durch Indier rechnen dürfen oder nicht, meines Erachtens immer ein sehr wichtiger Umstand! —

8) Rechtsverhältnisse. Endlich glaube ich nicht genug Vorsicht beim Ankauf der Grundstücke selbst empfehlen zu können. Abgesehen davon daß man vorher eine genaue Vermessung gemacht und einen genauen Plan aufgenommen haben muß, ist es vor allen Dingen nöthig, sich zu vergewissern, daß über dasselbe keine Prozesse vorhanden sind (was unter 100 bei 80 — 90 vorkommt); ist dies nicht der Fall, und ist man überzeugt, daß der gegenwärtige Besitzer des Grundstückes auch der rechtlich befugte Eigenthümer ist, was hier sehr häufig in Zweifel zu ziehen, — dann kann man zum Kauf schreiten, aber nicht ohne sich vorher über die Schulden und Hypotheken, die auf dem Grundstück haften, die gehörige Gewißheit zu verschaffen

— absichtliche Täuschungen und Verheimlichungen kommen hierin nur zu häufig vor, — und muß sich dann einen Besitztitel ausstellen lassen, der in solchen Formalitäten und bestimmten Ausdrücken abgefaßt sein muß, daß auch nicht die geringsten juristischen Bedenken über denselben auftauchen dürfen. Und trotz allem dem würde es immer noch sehr nützlich sein, auch nachher mit den Nachbarn bestimmte Grenz-Verträge zu schließen, damit ja nicht von dieser Seite ein Prozeß bevorstehe, das Schlimmste, was Fremde hier treffen kann; gegen die Prozeßsucht der pueblos de los Indios (der indischen Dorfgemeinden), die Habsucht und Hinterlist der Haciendados (große Gutsbesitzer) vorzüglich aber ihrer Verwalter (administradores), wie gegen die Spitzfindigkeiten mericanischer Advokaten kann man nicht vorsichtig genug sein. Es ist dies hier nur ein allzugewöhnlicher Kunstgriff, daß Prätendenten auf ein in andere Hand übergegangenes Grundstück auftreten, sobald dieses erheblich ameliorirt worden ist, wobei es an Dokumenten, die sich aus der Zeit Kaiser Carl V. datiren, nie fehlte. Aus diesem Grunde muß man sich auch so wenig als möglich auf Ankauf von Ländereien aus Hinterlassenschaften einlassen, weil die Prozesse sicher nicht ausbleiben, eben so wenig als auf Erwerbung der sogenannten Terrenos baldios de Estado, da das Gouvernement ja gar nicht weiß, was sein ist, und später, wenn Privaten, die jetzt schweigen, mit Ansprüchen hervortreten, gewiß trotz aller früheren Versicherungen, die Entscheidung der Sache nie sich, sondern den Tribunalen zuweisen wird; darauf wird der Besitztitel suspendirt, jahrelange, kostspielige Prozesse folgen und der Ruin der jungen Colonie ist unausbleiblich! —

Mit Berücksichtigung aller eben erwähnten Umstände glaube ich nun folgende Distrikte im Staate Veracruz, welche ich selbst durch Augenschein einigermaßen kennen gelernt habe, besonders zur Berücksichtigung für Anlegung deutscher Colonieen empfehlen zu können.

1) die Ländereien, welche in Córdova liegen, aber vorzüglich die, welche weiter hinauf gelegen sind und sich nach Orizaba und Songolica hin erstrecken. Die Temperatur ist zwar ziemlich warm aber doch giebt es dort keine Krankheiten der Tierra caliente; auch ist die Plage der Moskitos da nicht unerträglich; dagegen giebt es viel niguas (Sandflöhe.) Der Boden ist äußerst fruchtbar, einer der ergiebigsten in der ganzen Republik, vorzüglich für Taback, Kaffee und Zuckerrohr geeignet, so wie auch Mais und Reiß einen unglaublichen Ertrag geben; in dasselbe Feld, in welches man im April den Mais gesäet hat, pflanzt man im September den Tabak, erndtet dann Ende September den Mais und im Februar den Tabak, so daß hier regelmäßig jedes Feld 2 Erndten jährlich giebt. Die Nähe der großen Straße, welche von Veracruz über Cordova und Orizaba nach Mexico führt und an deren Wiederherstellung man in der neusten Zeit eifrig arbeitet, giebt diesem Distrikt einen besondern Werth, da dann nicht bloß auf Absatz der s. g. Colonialprodukte nach Veracruz sicher zu rechnen ist, sondern auch ein bedeutender Verkehr mit dem Innern nicht fehlen wird. Das Terrain selbst ist nicht ganz uneben, daß nicht auch gute Nebenwege angelegt werden könnten, und würde der Rio Blanco (ein Nebenfluß des Rio de Alvarado) schiffbar gemacht — was nicht unmöglich ist, — so wird eine Verbindung mit dem Hafen von Alvarado hergestellt welcher den Transport bis zum Meere um ein Bedeutendes erleichtern würde. Bei der Bevölkerung dieses Distriktes können die Colonisten sicher auf freund-

liche Aufnahme rechnen, da weder von Fremdenhaß noch von Intoleranz die hier lebenden Ausländer je etwas zu dulden hatten. Die Indier sind auch zum größten Theil von einer gutmüthigen Race und weder untüchtig noch unwillig zur Arbeit. Die Ländereien, die hier für Colonisten zu erwerben sind, gehören zu Hiacendas, welche, ursprünglich reichen angesehenen Familien gehörig, theils durch Nachlässigkeit, theils durch andre Ursachen ganz verfallen und verschuldet sind, so daß sie sich jetzt zum größten Theil in Händen von Depositorien befinden, welche die Gläubiger repräsentiren; für ca. 150,000 Pesos würden gegen 8 Haciendas zu kaufen sein, mit einem Terrain, das 137 cavallerias (à 105¾ engl. Acres) 14487,[75] Acres enthält. Endlich mag ich nicht unerwähnt lassen, daß die Gegend um Cordova eine der reizendsten, lieblichsten, in der ganzen Republik ist; sie gewährt alle die Genüsse, die Reize eines tropischen Clima's, ohne dessen Unannehmlichkeiten; das ganze Land gleicht einem Garten, und es giebt fast keine Frucht, die hier nicht gedeiht, ja besser noch als anderswo; die Ananas, Orangen, Mangos, Annonas von Cordova genießen eines besondern Rufes. Aeußere Annehmlichkeiten bietet sicher kein anderer Ort der Republik in dem Maße dar als die Umgegend von Cordova!

2) Die Ländereien um Huatusco, einem kleinen Städtchen zwischen Cordova und Jalapa gelegen. Diese vereinen fast dieselben Vortheile als die eben genannten, nur dürfte das Clima, als etwas kühler, den Europäern noch besser zusagen; auch sind die Bewohner noch weit fremdenfreundlicher gesinnt, und die Indier noch weit mehr zur Arbeit geneigt, als um Cordova. Dagegen ist der Boden nicht so ergiebig als jener, das Terrain auch mehr durchbrochen, daher die Verbindung mit Veracruz schwieriger und kostspieliger; ob der Weg, der neuerdings projectirt worden und

der Huatusco mit Veracruz und Orizaba auf eine kürzere und bessere Weise als bisher verbinden soll, ausgeführt werden wird, vermag ich nicht zu versprechen. Die Ländereien gehören fast ausschließlich der Stadt-Gemeinde, welche dieselben zu sehr billigen Bedingungen in Erbpacht geben will, was für manchen Colonisten wünschenswerther sein könnte als Ankauf.

3) Die Ländereien um S. Juan Coscomatepec, zwischen Orizáva und Huatusco, am Fuß des Pic de Orizáva, dürfte ganz besonders für deutsche Colonisten zu empfehlen sein, als sie, bei einem zwar sehr feuchten, aber doch dem deutschen ziemlich ähnlichen Klima, für Weizenbau geeignet sind, doch dabei auch Produkte der tierra templada geben; wird nur der Weg nach Orizáva, Cordova und Huatusco verbessert, so könnte Coscomatepec die ganze Umgegend, selbst Veracruz mit Weizenmehl versorgen, welches jetzt von Puebla herunterkommt und dieses Jahr einen Preis von 34 Pesos per carga (300 Pfund) gehabt hat. Der Fluß Coscomatepec könnte bei seinem schönen Gefälle mehr als eine Mühle treiben. Endlich, die Indier von S. Juan sind die fleißigsten der ganzen Umgegend, nur scheinen sie mir ein wenig bigot zu sein. Die Terrains gehören der Gemeinde, welche sie verkaufen will, doch dürfte man nicht zum Kauf schreiten, ehe nicht die Grenzen regulirt sind, über welche einige Zweifel obwalten sollen.

4) Die der Stadt Jalacingo gehörigen Ländereien, zwischen der Hochebene von Perote und der Sierra Madre gelegen, die das Küstenland vom Tafelland scheidet, sind ebenfalls ganz vorzüglich für Anbau von Weizen und Gerste geeignet, welche Produkte ihren Absatz leicht durch die Nähe der Hauptstraße von Veracruz nach Merico über Jalapa und Perte und dann in der ganz nahen Tierra caliente (6 Leguas unterhalb Jalacingo) finden werden. Das Klima

ist ganz vortrefflich; die ganze Bevölkerung, besonders die indische vom gutem Schlage. Die Municipalität hat die Verfügung über die Terrains (wol 10 □Leguas) und bietet sie für einen billigen Preis an. Ich würde mich ganz besonders für Anlegung einer Colonie dort entscheiden, besonders wegen seiner Wichtigkeit für die Zukunft, wenn mir nicht die Rechtsverhältnisse wegen des Wassers einigermaßen zweifelhaft schienen; ich hoffe bald darüber ganz aufgeklärt zu sein. —

Dies sind die Gegenden, welche ich, nachdem ich sie gesehen, nach bester Ueberzeugung, der Beachtung den Colonisten empfehlen kann. — Dagegen vermag ich nur von jeder Colonisation im Distrikt von Orizáva abzurathen, wegen des finsteren Fanatismus und Fremdenhasses der dort herrscht, und weil auch die meisten und besten Terrains schon in schöner Cultur und nur für einen sehr hohen Preis zu haben sind; Terrenos baldios giebt es fast gar nicht. Ebenso kann ich für jetzt auch nur von jeder Colonisation an der Küste in den Distrikten Mizantla, Nautla ꝛc. abrathen: dort mit Deutschen colonisiren, hieße, nach meiner Meinung, Menschenleben muthwillig aufs Spiel setzen. In diesen von der üppigsten Vegetation strotzenden Gegenden, wo alles riesenhaft hervorwächst, alles auf das kräftigste gedeiht, was der Pflanzenwelt angehört, ist das Clima so heiß und ungesund, daß es jedem Europäer, der erst ins Land gekommen, schwer sein wird da zu leben, aber sicher unmöglich zu arbeiten, und von jeder Familie würden gewiß immer einige Mitglieder den Tribut an die Krankheiten einer tropischen Küste abtragen müssen. Dazu kommt noch, daß die Indier in jenen Gegenden durchaus nicht dazu zu bringen sind für Weiße zu arbeiten und die Indier aus den höher gelegenen Ortschaften sich, der Krankheiten wegen, scheuen, hinunterzuziehen. Endlich sind auch die Wege —

wenn man jene engen, halsbrechenden Pfade, wo nur ein Maulthier hinter dem andern gehen kann, Wege nennen will — in einem so traurigen Zustande, daß an Absatz der dortigen Erzeugnisse kaum zu denken sein wird; denn bis jetzt kann nur ein so werthvolles Produkt als Vanille ist, die hohen Frachtkosten tragen. Das einzige Grundstück, welches durch seine treffliche Lage am Ufer des einige Meilen hinauf schiffbaren Rio de Nautla und am Fuß der Sierra Madre, die die Hochebene vom Küstenlande scheidet, so wie durch sein wunderschönes Terrain, welches sich trefflich zur Anlegung einer großen Straße eignet, für Anlegung einer Colonie in jenen Gegenden am passendsten ist, die Hacienda del Jobo, ist leider in drei verschiedene Prozesse verwikkelt, und zwei Drittel ihres Terrains sind jetzt schon bis auf Weiteres von ihr getrennt worden! — Um Jalapa endlich giebt es in einer wahrhaft paradisischen Gegend, unter dem mildesten, gesundesten Clima ganz herrliche Ländereien; aber die Privaten, denen sie gehören, wollen sie nur zu sehr hohen Preisen verkaufen oder gar nur auf Zeit verpachten; und sich darauf einzulassen, möchte ich Colonisten nicht rathen, weil sie dann nur zu leicht benutzt werden könnten um die Ländereien durch ihren Fleiß zu amelioriren, und sie dann, wenn die Zeit um wäre, herausgesetzt werden möchten.

Schließlich bemerke ich nur noch, daß die flüchtigen Andeutungen, welche ich so eben über die Terrains, welche auszuwählen wären und welche nicht zu nehmen sind, gegeben habe, ihren ausführlicheren Commentar in dem Bericht über meine Reise in jenen Gegenden finden werden, welchen ich mit nächstem nachzusenden gedenke.

Zum Schluß sei es mir noch erlaubt, in aller Kürze meine Ansichten darüber auszusprechen, wie eine Colonisation hier wol am besten ausgeführt werden könne.

Colonisation kann hier durchaus nicht, wie in den Vereinigten-Staaten, durch einzelne Individuen vor sich gehen; sie ist nur durch Assoziation möglich; Leute, welche hierher vereinzelt kommen, vereinzelt sich niederlassen wollten, werden mehr als einer Gefahr ausgesetzt sein. Es ist, wegen der vielen Verhältnisse, die hier zu regeln sind, wegen der vielen Bedenklichkeiten, die sich hier entgegen stellen, durchaus nöthig, daß diese von einer Gesellschaft ausgehe, mag diese sich aus den Auswanderern selbst bilden, welche Fonds zu diesem gemeinsamen Zwecke zusammenschießen und sich einem Societäts-Reglement unterwerfen, oder aus Actionären, welche nur das Geld vorstrecken. Eine solche Gesellschaft muß es übernehmen, vorher durch wissenschaftlich-technische Commissionen (bestehend aus 2 Feldmessern, 2 Agrikulturisten und einem Geschäfts-Agenten) die geeigneten Terrains, aussuchen, dann Pläne aufnehmen und genaue Berichte aufstellen zu lassen; wegen der großen Entfernung und um das viele Hin- und Herschreiben zu ersparen, wäre es räthlich, derselben auch das Recht zu bewilligen, Käufe abzuschließen, vorausgesetzt, daß der Geschäfts-Agent auch dafür stimmt, dem immer das Recht bleiben muß, bei getheilten Stimmen, ein entscheidendes Votum abzugeben: einem einzelnen Individuum würde ich nicht rathen die Entscheidung und die Vollmacht wegen des Ankaufs von Grundstücken zu übertragen, sowohl weil eines sich leichter durch partikuläre Interessen und Vorurtheile bestechen läßt oder Täuschungen ausgesetzt ist, als auch weil die Responsabilität zu groß ist, als daß ein einziger sie übernehmen möchte. Endlich dürfte es der Sache sehr förderlich sein, wenn, wo möglich, ein Mitglied dieser Commission aus Deutschen ge-

wählt würde, welche schon einige Zeit hier oder überhaupt in tropischen Gegenden gelebt haben; besonders aber muß ein Mitglied der Commission wenigstens die Landessprache vollkommen kennen. — Ist der Kauf abgeschlossen, so muß das Grundstück in 100 Lots (à 2 — 300 Acres) getheilt und diese an deutsche Colonisten-Familien zu billigen Preisen mit der Bedingung abgelassen werden, binnen drei Jahren dieselben zu cultiviren: zwei Lots müßten immer der Gesellschaft und eines dem Geschäfts-Agenten verbleiben und zu deren Bebauung die Colonisten solidarisch verpflichtet werden.

Doch ehe die Einwanderer kommen, müssen die Waldungen, sowohl wo die Ortschaft selbst gegründet werden soll, als auch in der nächsten Umgebung, niedergebrannt und die Wurzeln wo möglich ausgerodet werden; dies muß ungefähr ein halbes Jahr, ja in weniger gesunden Gegenden ein bis zwei Jahr vor Ankunft der Colonisten geschehen, damit die schädlichen Ausdünstungen, die besonders aus einem dichten Urwald ausströmen, sich verziehen. Dann müssen die nöthigen Häuser gebaut werden oder es müßte wenigstens für die gehörige Anzahl Zelte gesorgt sein, damit die ankommenden Colonisten gleich Obdach finden und auch nicht eine Nacht im Freien zuzubringen haben: denn nichts ist für neue Ankömmlinge hier schädlicher als am Tage der brennenden Sonnenhitze, in der Nacht dem Mondschein und dem nächtlichen Thau und Regen ausgesetzt zu sein, sicherlich nichts lästiger als sich schutzlos den Mosquito-Stichen preisgegeben zu sehen, nichts entmuthigender als von Anfang an sich krank und siech zu fühlen, und wol nichts niederschlagender als vielleicht bald einen seiner Lieben allen diesem Ungemach erliegen zu sehen, was zum größten Theil allein dadurch vermieden werden kann, daß für Behausung der Ansiedler von Anfang an Sorge ge-

tragen wird. Das traurige Beispiel der dreimal verunglückten Colonisations-Expeditionen an dem Guazacualco steht warnend vor Augen, die vorzüglich nur dadurch ein so klägliches Ende genommen haben, weil den Unglücklichen alles und jedes Obdach fehlte.

Was die Ueberfahrt von Europa nach einem hiesigen Hafenplatz anbetrifft, so bin ich der Meinung, daß, falls die Colonisten selbst die Societät bilden, sie aus dem gemeinsamen Fonds die Kosten dafür decken, daß aber, falls die Gesellschaft, welche die Colonisation unternimmt, nur aus Actionären und Nicht-Colonisten besteht, dieselbe zwar die Expedition der Auswanderer übernimmt, aber nicht die Kosten für die Ueberfahrt vorstreckt, und dies aus dem Grunde, damit sich nicht durch die bestechenden Aussichten auf freie Reise unbemittelte Leute leichtsinniger Weise verleiten lassen, herüber zu kommen: denn für solche ist Mexico noch gar kein Platz, sie werden wahrscheinlich nur in Unglück und Elend gerathen und dadurch leicht, mit Unrecht, das ganze Colonisations-Unternehmen hier in Mißcredit bringen. Dagegen ist es durchaus nothwendig, daß der Transport der Immigranten vom Landungsplatz bis zu ihrem Bestimmungsort von der Societät übernommen, denselben alles gestellt werde, was zu einer Reise hier im Lande unbedingt nöthig ist, als: die gehörige Anzahl Maulthiere, Litéras (eine Art Sänften) für die Kinder und Frauen, Zelte ꝛc., wozu auch gehört, daß für den nöthigen Proviant gesorgt wird; natürlich dürfen mit Besorgung dieser wichtigen Angelegenheit nur Leute betraut werden, die durch praktische Erfahrungen das Reisen hier im Lande kennen gelernt haben und wissen was dazu gehört. Sorglosigkeit und leichtsinniges Verfahren in diesem Punkte könnten nur die traurigsten Folgen mit sich führen, wie die verfehlten Expeditionen an dem Guazacualco, ja auch nach Tejas leh-

ren. — An dem Bestimmungsort angekommen, sollten die Colonisten, außer den Häusern, auch die erste Aussaat vorfinden; auch würde es gut sein, für den Anfang einen gehörigen Vorrath von Mehl bereit zu halten, damit gleich das nothwendigste Nahrungsmittel vorhanden sei, — und, wenn möglich, dafür zu sorgen, daß bald jeder Familie eine Kuh, ein Schwein und eine gewisse Anzahl Geflügel zugetheilt werde. Von dem Augenblicke, wo die Colonisten in ihr Eigenthum eintreten, muß der direkte Einfluß der Societät aufhören, sie darf sich nur durch ihren Agenten einen indirekten insoweit bewahren, als es ihr Geld-Interesse erheischt, hat sich aber wohl zu hüten in die Verwaltung der Colonie selbst zu mischen, welche ganz und gar den Colonisten selbst überlassen bleiben muß, will man nicht einen ewigen Zwist zwischen diesen und jener heraufbeschwören.

Endlich was die Colonisten selbst anbetrifft, so kann ich, wie ich schon mehrmals angedeutet habe, für jetzt nur rathen, daß blos Familien, welche über einige Mittel gebieten, nach Mexico emigriren. Arbeitskräfte, von Capital unterstützt, vermehrten sich hier ganz vortrefflich; denn ein Gewinnst von 10% pro Jahr gilt hier als ein gewöhnlicher. Dagegen hat die Erfahrung bis jetzt gelehrt, daß Leute, die nichts weiter als ihre Arbeitskräfte hieher gebracht haben, schwerer zu etwas gelangen; für solche bleiben die Vereinigten Staaten immer noch ein weit besseres Feld. Daß sich dies mit der Zeit ändern wird, mag ich nicht in Abrede stellen, aber sicher für eine erste Colonie dürfte es besonders wünschenswerth sein, daß dieselbe nur von Familienvätern gebildet werde, denen einige Capitalien zu Gebote stehen, nicht bloß zum Besten der Colonisation selbst und um ihr eine stärkere Begründung zu geben, sondern auch zum eignen Vortheil der Betheiligten selbst. Ein Jeder, der sich entschließt hieher überzusiedeln, muß sich darauf ge-

faßt machen, daß er in den ersten drei bis vier Jahren keinen großen Netto-Gewinn machen wird: zu leben wird er immer genug haben, aber erst, nachdem er einige Vorschüsse gemacht, nachdem er einige nützlichen Erfahrungen durch Verluste erkauft, erst wenn er sich mit dem hiesigen Leben vertraut gemacht hat — und dies alles kann erst nach drei bis vier Jahren eintreten — erst dann wird Zufriedenheit bei ihm einkehren, erst dann wird er glücklich leben können, erst dann wird sich ihm sein Fleiß, sein Capital verwerthen, und gewiß reichlicher als in seinem Vaterlande. In Mexico gehört, wie in jedem andern Lande, Arbeit und Zeit dazu, um sich Vermögen und Reichthum zu erwerben, nur geht es hier, ist einmal der Anfang gemacht, schneller vorwärts als in Europa. Nichts könnte für das ganze Colonisations-Unternehmen nachtheiliger sein, als wenn eine Menge Leute mit der trügerischen Vorstellung herüberkämen, daß sie hier, ohne nur einen kleinen Fonds zu besitzen, binnen kurzem reich werden müßten: gar bald würden sie sich bitter enttäuscht sehen, und einmal unzufrieden, ist es nur zu leicht möglich, daß sie lässig werden, sich in ihrem Unmuth vielleicht gar dem Trunk ergeben und dann auf die elendeste Weise zu Grunde gehen; — dergleichen Beispiele gehören hier leider nicht mehr zu den Seltenheiten. Darum hüte man sich ja, trügerische Hoffnungen, überspannte Erwartungen zu erwecken, wenn man will, daß eine deutsche Colonisation hier gedeihen soll! —

Die Frage, ob es räthlich sei, daß arme deutsche Ackerbauer herüberkämen, um auf den größeren Haciendas für Lohn zu arbeiten, ist sehr schwierig zu beantworten, doch möchte ich es fast verneinen. Natürlich kann da nur von Gütern die Rede sein, die in der Tierra fria liegen, denn in der Tierra caliente und templada müßte es sich von selbst verbieten, da in diesen Gegenden Deutsche anhaltende Ar-

beiten im Freien nicht aushalten können und hierin Indier immer den Vorzug verdienen. Dort nun wird den deutschen Arbeitern freilich ein verhältmäßig weit höherer Lohn (4—6 Reales = 20—30 Sgr. pro Tag) geboten, als sie jetzt zu Hause haben; aber man muß wol bedenken, daß er mehr nominell als reell höher ist, und daß mit dem Salair, womit ein Indier hier leben kann (2 Rs.. pro Tag), ein Europäer füglich nicht auskommen kann. Die Deutschen müßten daher immer einen höhern Lohn erhalten, als die Indier bis jetzt bekommen. Würden sie dafür bei dem hiesigen Clima ebenso tüchtig arbeiten, als zu Hause, so würden ihre Lohnherren zufrieden sein, sie einiges verdienen, und alles wäre ganz gut; aber dies wird nicht der Fall sein; die feine Luft, die brennenden Sonnenstrahlen, die auf der Hochebene fast noch lästiger sind als in der Tierra templada, die ungewohnte Kost ꝛc. würden ihre Kräfte bald schwächen, und so könnte wol der Fall eintreten, daß die Deutschen für einen höheren Lohn nicht mehr, ja vielleicht weniger leisten, als die Indier für niedrigeren Lohn. Soll man den Lohnherren denn zumuthen, daß sie unter solchen Umständen doch noch den höhern Lohn fortzahlen? und würden Deutsche mit einem Lohn, der einem Indier genügt, glücklich leben können? Man beantworte sich diese Fragen und man wird es natürlich finden, daß ich deutschen Ackerbauern nicht rathen mag als Lohnarbeiter herüberzukommen.

Sehr zu empfehlen dürfte es sein, daß die Landbau-Colonisten sich auch Handwerker mitbrächten, besonders Bau-Handwerker, als Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Schlosser Mühlenbauer ꝛc.; diese würden bei der Anlegung einer Colonie jenen vom größten Nutzen sein und später im Lande selbst für sich viel verdienen: denn grade diese Classe von Gewerksleuten findet hier immer zu thun, sie werden auch

sehr gut bezahlt und besonders, wenn sie Deutsche sind, allen andern vorgezogen. Müller, Bäcker, Bierbrauer, auch wol Schneider, könnten vielleicht einen guten Verdienst finden, doch ist es bei diesen weniger sicher als bei jenen. — Ferner müßten sich die Colonisten, wenigstens je 50 Familien zusammen, einen Arzt, so wie einen Lehrer für ihre Kinder mit herüberbringen, der, bei Protestanten, wo möglich ein Theologe sein müßte, damit er zugleich die Funktionen eines Priesters privatim ausüben könnte. Beide, Arzt wie Lehrer, sind sehr nöthig, denn kein Colonist dürfte füglich seine Gesundheit, sein Leben einem merikanischen Arzt auf dem Lande anvertrauen, noch viel weniger aber die Erziehung seiner Kinder einem unwissenden merikanischen Schulmeister überlassen. So tüchtige merikanische Aerzte und so gute Apotheken es auch in der Hauptstadt und in allen größeren Städten der Republik giebt, so sehr die Merikaner streben, grade in diesem Zweige der Wissenschaften sich bemühen mit Europa gleichen Schritt zu halten, so sind doch die kleineren Städte und Dorfschaften sehr übel daran, da dort nur Quacksalber ihr Wesen treiben. Darum würden die deutschen Aerzte, welche mit einer Colonie herüberkämen, gewiß auch bald in der Umgegend bei Merikanern eine ausgebreitete und einträgliche Praxis bekommen, besonders bei dem günstigen Vorurtheil, was bei Merikanern, selbst bei Indiern, für die Fremden, vorzüglich aber die deutschen Aerzte herrscht.

Eine weise Vorsicht würde es immer erheischen, daß die Colonisten sich nicht zu sehr zerstreut von einander ansiedelten, sondern daß sie sich ziemlich alle um einen compakten Mittelpunkt ansetzten, um gleich einen Ort von Bedeutung zu bilden und um nöthigenfalls gegen räuberische und sonstige Angriffe einen vereinten Widerstand leisten zu können, auch um durch engeres freundschaftliches Zusam-

menleben die deutsche Gemüthlichkeit hier zu bewahren und die Trennung von der Heimath weniger schmerzlich zu empfinden.

Eben so wenig als die einzelnen Colonisten sich sehr vereinzeln dürften, eben so wenig darf dies mit den einzelnen Colonien selbst. Es ist deshalb bei Auswahl eines Punkts für Colonisation immer auch darauf zu sehen, ob sie vereinzelt dastehen würde, oder ob es möglich wäre, an sie andere Niederlassungen anzureihen, welche stets in mehr oder weniger Entfernung eine von der andern etappenweise angelegt werden sollten. Man muß dies besonders festhalten, falls man nicht reine Privatzwecke mit Anlegung einer einzigen Colonie zu erreichen beabsichtigt, sondern wenn man ein größeres Ziel im Auge hat, nämlich auf Mexico die deutsche Emigration vorzüglich zu fixiren und dem deutschen Element hier eine gewichtige Geltung zu verschaffen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend halte ich die vereinzelten Colonisationen an der Küste, die ich aus andern bekannten Gründen, für unausführbar halte, auch für zwecklos, und glaube noch besonders aus diesem Grunde die Gegenden um Cordova und Huatusco besonders der Berücksichtigung empfehlen zu können. Nimmt man, wie es wol nicht anders sein kann, den Staat Veracruz als den Staat an, in dem Colonisation den ersten festen Fuß fassen muß, so qualifiziren sich jene Gegenden ganz besonders dazu, den Centralpunkt zu bilden, von dem der weitere Fortschritt ausgehen muß: die Verbindung mit Turtla, wo vielleicht allein eine Colonie an der Küste angelegt werden könnte, dürfte möglich sein herzustellen, und mit Jalacingo, welches der Punkt ist, von dem aus später die Colonisation der Distrikte von Mizantla und Papantla unternommen werden könnte, kann vermittelst der deutschen Colonie in el Mirador und Anlegung einzelner Colonien um Jalapa eine

Verbindung bewerkstelligt werden. Ist auf diese Weise ein ziemlich bedeutender und fast der schönste Theil des Staats Veracruz mit deutschen Colonien übersponnen, dann kann man weiter gehen und daran denken eine ganze Colonien-Linie vom merikanischen Golf bis zum stillen Ozean quer durch die ganze Republik zu ziehen und zwar von Turtla bis Colima, von welcher Linie aus dann sich die deutsche Colonisation nach allen Seiten hin ausbreiten und den ganzen mittleren und südlichen Theil der Republik einnehmen könnte. Läge nicht leider der fremde feindliche Staat Puebla dazwischen, so wäre es wol nicht unmöglich diese Linie zu verwirklichen und von Cordova aus etappenweise die Colonie bis Colima hinzuziehen; aber unter diesen Umständen muß man dahin wirken, daß von den beiden entgegengesetzten Seiten her mit Colonisationen vorgeschritten werde und diese sich dann über dem Staate Pyebla die Hand reichen. Zu dem Zweck habe ich mich schon an wohlunterrichtete Männer um genaue Berichte über die Staaten Guerrero und Michoacan gewandt und mir Auskunft darüber erbeten, ob, wie und wo Colonien dort angelegt werden und gedeihen können, und werde nicht ermangeln, dieselben seiner Zeit mitzutheilen. Dürfte ich jetzt nicht den Zeitverlust und die Kosten der Reise scheuen, so würde ich am allerliebsten selbst in jene Gegenden reisen, um mich durch den Augenschein vom Stand der Dinge zu überzeugen, wonach ich dann ein ein besser begründetes Urtheil abgeben könnte. Da unleugbar die Wichtigkeit Californiens immer mehr im Steigen begriffen ist und der Handel an der Westküste, sowohl mit Californien als auch mit den centro- und südamerikanischen Republiken, so wie mit China und den Sandwich-Inseln immer mehr an Bedeutung gewinnt: so dürfte eine Colonisation jener vom stillen Ozean bespülten Staaten nicht ohne Wichtigkeit sein, besonders im

Staat Guerrero, wo jetzt in der neuesten Zeit eine Menge neuer sehr reicher Minen entdeckt worden sind und dieselben kaum betrieben werden können, weil es an Bevölkerung fehlt, um die für die Bergleute nothwendigen Lebensmittel zu erzeugen. Der Staat Michoacan genießt wegen seines herrlichen gesunden Climas, wie seines überaus fruchtbaren Bodens und seines guten Indier-Stammes eines ganz besondern Rufes in der Republik.

Daß die deutsche Immigration mehr nach den nördlichen Gränzstaaten Chihuahua, Coahuila, Durango, Nuevo Leon, auch auf St. Luis Potosi gelenkt werde, mag wol manches für sich haben, und will ich mir, da ich jene Gegenden nicht kenne, kein vollgültiges Urtheil anmaßen, doch kann ich mir keine große Vorstellung von den Vortheilen machen, welche die deutschen Einwanderer und Deutschland selbst daraus ziehen könnten. Denn, muß man fragen, wohin sollen die Colonisten dort ihre Erzeugnisse absetzen? da, wo fast nur Wüsten und Einöden sind, nur wenig große Ortschaften existiren, die Wege nach den Absatzpunkten sich in dem jämmerlichsten Zustande befinden und die Waarentransporte von den herumschwärmenden wilden Indiern bedroht werden? — Ferner scheint es mir, als wollten die Merikaner unsre guten Landsleute gern dahin schicken, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen, d. h. um den wilden Indiern das verlorene Terrain wieder abzuerobern oder auch wol gar in der eiteln Hoffnung, daß sie einen festen Wall den immer mehr von Norden herandrängenden Amerikanern entgegensetzen werden. Zu keinem von beiden möchte ich meine Landsleute gebraucht wissen: zu ersterem nicht, weil es kein beneidenswerthes Schicksal wäre sich mit den Indiern herumzuschlagen; und das zweite nicht, weil sie sicher dem in sie gesetzten Vertrauen nicht würden entsprechen können, denn sie werden, auch wenn sie die besten Absichten hätten,

den unausbleiblichen Abfall jener nördlichen Staaten von Merico und ihren Anschluß an die Vereinigten Staaten nicht aufhalten können. Die Folge davon wäre, daß sie weder bei den Amerikanern noch bei den Merikanern an Achtung gewönnen, sondern vielmehr verlören: das Schicksal von Tejas zeigt, wie die Nord-Amerikaner den Deutschen danken, daß sie ihnen dies Land erobert haben; und die Merikaner würden den neuen Verlust den deutschen Colonisten zur Last legen, ihr Fremdenhaß würde, nicht ohne Grund, neue Nahrung erhalten, und all' und jeder Gedanke an eine deutsche Colonisation auf der andern Seite der Republik müßte aufgegeben werden. Den Deutschen bliebe dann ihre bisherige Rolle in Amerika beschieden, als Staffel zur Größe der übermüthigen Yankees zu dienen, und die Gelegenheit, denselben einmal als selbstständige Herren entgegen zu treten, ginge für immer verloren!

Fast dieselben Gründe sprechen auch gegen ein Colonisations-Unternehmen nach Sonora, welches durch seinen immensen Reichthum an Gold und Silber noch eine weit bedeutendere Anziehungskraft als jene Staaten, ausübt. In den letzten Wochen ist das Projekt, Sonora zu colonisiren, vom Gouvernement und Congreß mit allem Eifer aufgenommen worden, aber leider fehlt dazu die Hauptsache — Geld. Die Regierung befindet sich in einer schlimmen Position: thut sie nichts, um Colonisation herbeizuführen, so geht Sonora unrettbar an die Amerikaner verloren; ruft sie Colonisten herbei, so geht es auch verloren. Die goldgierigen Amerikaner streifen jetzt schon dicht an der Gränze von Sonora umher, drängen die wilden Apaches von den Gränzen in das Innere des Landes, werden wol nicht mehr lange dem Gelüste widerstehen können, sich der Goldgruben Sonoras zu bemächtigen, die die Californischen bei weitem an Reichthum übertreffen, — und die Colonisten

werden das schwerlich verhindern. Dann aber, wo die finden, welche das Gouvernement wünscht? Dieses will durchaus nur, daß in Sonora Familien sich niederlassen, nicht freie ledige Männer, und dies aus dem ganz natürlichen und vernünftigen Grunde, weil durch Familienbande festgehaltene Leute sich eher radiziren und dem Staatsverbande enger anschließen, als ledige Leute; aber welcher Familienvater wird sich entschließen, mit seiner Familie in ein Land zu ziehen, wo er sich fast jedes Stück Erde mit den Waffen in der Hand von den wilden Apaches erobern muß und wo er keine Nacht schlafen kann, ohne sein Schwert von der Seite zu legen? Dies auszuhalten, dazu sind bloß junge Abenteurer geeignet, die an Strapatzen gewöhnt sind, Männer ohne Familie, die nichts zu gewinnen, nichts zu verlieren haben, — aber solche scheut sich das Gouvernement herbeizurufen, weil es sich von ihnen nicht viel Gutes verspricht; das Beispiel von Tejas hat es vorsichtig gemacht. Dazu müßten die Colonisten auch ganz militärisch organisirt sein, — aber auch das mag die merikanische Regierung nicht recht gestatten! Ohne Geld, nur durch merikanische Soldaten und mit friedlichen Familien wird aber Sonora nie den Apaches abgenommen, nie colonisirt werden. Ich hoffe in einiger Zeit in Besitz genauerer Notizen über Sonora zu gelangen, die mich in den Stand setzen werden ein bestimmtes Urtheil über die Möglichkeit, Ausführbarkeit und Vortheile einer Colonisation daselbst abzugeben. Bis dahin suspendire ich dasselbe und glaube nur, unter den jetzigen Umständen, rathen zu müssen, sich vor der Hand auf kein Unternehmen nach Sonora einzulassen.

Die Umgebung von S. Juan, Coscomatepec, Huatusco, Orizava und Cordova in Hinsicht einer zu bildenden Colonie.

San Juan Coscomatepec liegt am Fuße des Vulcans Orizava (Poyautecatl)*) 6,000 Fuß über der Meeresfläche in einer großen Ebene, von zahlreichen Bächen bewässert. Orizava ist 7 Stunden, Cordova 6 und Huatusco 5 davon entfernt. Die Wege nach diesen Städten sind schlecht und für Fuhrwerke nicht fahrbar. Maulthiere versehen den Transport-Dienst. Die Einwohnerzahl mit den dazu gehörigen Ortschaften und Ranchos (Bauerhöfen, farms) mag 6 — 7,000 betragen. Gegen Norden und Nordosten ist das Land offen, im Uebrigen ganz von Bergen umschlossen. Die Mitteltemperatur ist 13° R. Der Thermometer übersteigt selten 22° und fällt nie tiefer als 4°. — Die Nächte sind kühl, selbst kalt; Schnee fällt nie, jedoch Frost, aber selten. Regen fällt häufiger, als an irgend einem andern Orte. Bösartige Fieber sind unbekannt. Das Clima ist sehr gesund. — Mais, Tabak, Bohnen und Kartoffeln sind die Hauptprodukte, die augenblicklich gezogen werden, außerdem gedeihen Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen ꝛc., überhaupt alle Früchte, die in Deutschland gezogen werden. Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Hanf und Flachs würden in den gebirgigen Theilen vorzüglich gedeihen, sind aber bis jetzt, außer Hafer (grün als Pferdefutter) nicht angebaaut worden. — Die Banane, (Musa paradisiaca) Orange, Limonie, Mango ꝛc. gedeihen hier

*) Soll wol Citlal-Tepetl heißen.

nicht mehr. Waldungen von einiger Bedeutung sind 2—3 Stunden von S. Juan Coscomatepec entfernt und liefern sowohl Bau- als feine Hölzer im Ueberfluß, als Platanus occidentalis, Picea religiosa, (oyametl), Pinus Ayacahuite, Pinus ocote und nicht teviote, wie irrthümlich in einigen Werken gefunden wird. Pinus Montezuma, Pinus Hartwegii, Pinus macrophylla, Pinus pseudo-strobus, Pinus leucophylla, Fraxinus (Esche), Juglans (nogal), Liquidambar styraciflua. 10—12 verschiedene species Eichen nebst einigen Castanien, Laurineen und Anacardien. — Aus Picea religiosa wird ein sehr weißes, wohlriechendes Harz gewonnen, welches in Kirchen verbrannt wird; Picea ocote liefert das Kienholz der Merikaner, ocote genannt. — Terpenthin kann in ungeheuren Quantitäten gewonnen und Sägemühlen von Wasser getrieben, überall angelegt werden. Für Viehzucht sind Weiden im Ueberfluß, der Mais giebt durchschnittlich 80—100 fältig und die andern Produkte im Verhältniß. Der Merikaner düngt nie und besorgt sein Land schlecht. — Man kann sich von der Fruchtbarkeit des Bodens einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß Jahr aus Jahr ein auf demselben Flecke Mais oder Tabak gebaut wird. Der mexicanische Pflug besteht aus einem lanzenförmigen Eisen mit einem Ohr, worin der Pflugbaum befestigt wird und leistet ungefähr den 4ten Theil eines europäischen Pfluges; angenommen, daß dieselbe Triebkraft angewandt wird. Der Boden ist von zweierlei Beschaffenheit, der eine stark mit Steinen gemischt, tief und sehr fruchtbar, scheint vulcanischen Ursprungs zu sein; — (der deutsche Pflug kann hier nicht angewandt werden, indem die Steine das Pflugeisen in wenigen Minuten zerschellen würden) der andere enthält 1 — 2 Fuß tief verfaulte Pflanzenerde, mit einer Unter-

lage von gelbem Lehm. Dieser ist im Staate von Veracruz vorherrschend. —

Das Trinkwasser ist vorzüglich. Kalk und Sand ganz in der Nähe. Die Aussicht auf den Orizava und umliegenden Berge ist über alle Begriffe entzückend.

Huatusco (Huauntoches).

Die erste Stufe der Vorberge, welche zu der großen Cordillera gehören, enthält mit den dazu gehörigen Ranchos ungefähr 6000 Einwohner, liegt 5000 Fuß über der Meeresfläche auf einer Ebene. Gegen Westen und Süden ist es von Bergen begränzt und gegen Norden und Osten ganz offen. Mit Wasser ist die Umgegend reichlich versehen, Brennholz ist schon etwas entfernt, wie auch Kalk und Sand — die Wege, nach allen Gegenden hin, sind sehr gebrochen und theilweise sehr schlecht. — Wagen sind nur auf der Ebene von Huatusco selbst anzuwenden, sonst nirgends. — Maulthiere versehen den Transportdienst. Veracruz ist 28, — Orizáva 12 und Cordova 10 Stunden davon entfernt. — Das Clima ist gesund, feucht und für Europäer sehr zuträglich. Die Mitteltemperatur ist 15°, der Wechselfall des Thermometers ist zwischen 24 und 6° R. Die Nächte sind kühl und verlangen ein warmes Bett. Der Boden besteht durchgängig aus verfaulter Pflanzenerde mit Unterlage von Lehm, und ist gegen Westen besser und tiefer, als gegen Osten.

Hauptprodukte sind: Mais, Tabak, Bohnen, etwas Kaffee, weiter nach Osten Zucker und Reis; — Hanf und Flachs gerathen gut: Viehzucht wird stark getrieben. In der Nähe trifft man folgende nützliche Holzarten: Platanus, Li-

quidambar (ocosotl) Persea?? (tepeaguacatl) mehrere Terebinthen, 22 verschiedene Eichen. — — Orangen, Limonen, Cidras, musa 3 Arten, Pfirsich, Trauben, mangos, Chirimoyas, anonas, aguacates, cuajinicuil, guayava etc. gedeihen vortrefflich. —

Orizava.

Nach Veracruz jetzt die bedeutendste Stadt im Staate von Veracruz, liegt 4,500 Fuß über der Meeresfläche in einem engen Thale, welches ganz von Bergen eingeschlosse nist.

Die Mitteltemperatur ist ungefähr 16° R. Wasser ist im Ueberfluß. Das Clima gesund. Die Ländereien sind sehr fruchtbar, ber Boden ist mit Sand gemengt. — Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Mais und in den Gebirgen Kartoffeln, Aepfel, Birnen, Kirschen sind seine vorzüglichsten Produkte. Die Stadt hat eine Baumwollenspinnerei, Korn- und Sägemühlen, treibt bedeutenden Handel und schreitet täglich vorwärts. Die Holzarten sind dieselben, als in S. Juan Coscomatepec und theilweise die Cordova's. Musa, Orangen, Pfirsiche, Guayava, Aguacate, Mango gedeihen noch, wie auch Gemüse aller Art. Der Boden ist für Hanf und Flachs gut geeignet. Vom November bis April herrscht Südwind, der mit einer furchtbaren Gewalt weht, und auf dem Lande oft vielen Schaden verursacht, seine Dauer ist gewöhnlich von 12 — 24 Stunden; — selten länger. Gewöhnlich folgt darauf Nordwind mit feinem Regen. — Dieser Südwind ist sowohl in physischer als moralischer Hinsicht sehr unbehaglich; — Jedermann klagt dann und wünscht ihn vorüber.

Córdova.

Liegt südöstlich am Fuße des Orizáva zwischen den Gebirgen Mactlachuatl und Songolica in einer 2 — 3 Stunden breiten Ebene, welche spärlich von Bächen bewässert ist 3000 — 3500 Fuß über der Meeresfläche und 25 Stunden von Veracruz, 5 von Orizáva und 6 von S. Juan Coscomatepec entfernt. Da die Umgegend eben ist, so sind die Wege gut. — Sowohl Córdova als Orizáva ist daran gelegen, die Hauptstraße von Veracruz nach Mejico in guten Zustand zu setzen und den Weg zu monopolisiren (zum großen Schaden Jalapa's): augenblicklich wird fleißig an der Verbesserung dieser Straße gearbeitet.

Gegen Südosten ist das Land offen und wird nach der Tierra caliente hin immer breiter und verliert sich in ungeheuren Weiden, bald ganz von Bäumen entblößt, mit Ausnahme von Palmen und Mimosen. Die Mitteltemperatur ist 18°. — Der Thermometer übersteigt selten 25° R. ausnahmsweise 28° und fällt nie tiefer als 9° — climatische Krankheiten sind selten. Im Ganzen genommen ist das Land gesund, besonders in den gebirgigen Theilen, denen aber Wasser mangelt. — Die Umgegend von Cordova ist der fruchtbarste Theil der ganzen Republik, und könnte diese Stadt, wären die Leute aufgeweckter und unternehmender, eine der reichsten Mexicos sein. — Seine günstigen Lage, fruchtbarer Boden, gute Straßen müssen diese Stadt und Umgegend, von fleißigen Deutschen bevölkert, rasch emporheben. — Augenblicklich geht der Ort eher rück- als vorwärts, was dem Mangel der feldarbeitenden Classe und den Reicheren Cordovas zuzuschreiben ist, die Alles monopolisiren.

Angebaut wird: Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Mais, Manioc (die süße Jatropha), Reis, Bohnen, außerdem könnte 2 — 3 Stunden unterhalb Cacao und Vanille angebaut werden; jedoch ist dort das Clima ungesünder. — Ingwer, Nelken (Caryophyllus aromaticus), Arrow-root, pimenta de Tabasco, Ricinus communis, Indigo würden sehr gut fortkommen, sind aber bis jetzt nur als Curiosität verpflanzt worden; — für die Baumwolle ist das Clima zu feucht. — Die Holzarten sind mannigfaltiger, als an irgend einem andern Orte; feine Möbelhölzer sind im Ueberfluß, als: Cedern (Cedrela), Rosenholz (Triptolemea zweierlei Art), Gateado, Sempoalechuatl (das härteste bekannte Holz. Escahuite, Guyacan, Cerbera mit schwarzem, aber leichtem Holze, Bignonia, hier flor de dia genannt, ist dem Ebenholz an Schwärze und Schwere ähnlich. Tepehuaje (Mimosa) viererlei Arten, welche letztere mit Mahagoni concurriren können.

In den Wäldern hausen wilde Schweine, Affen, Ameisenbären, Hirsche, Antelopen, Jaguar, Cuguar, Tapir, Fasanen von der Größe eines welschen Hahns, Waldhühner u. s. w.

Kalk, Sand und Steine trifft man überall. Die Früchte sind äußerst mannigfaltig, als:

Musa paradisiaca, Mango, Zapote mamay, Zapote blanco y prieto, Zapote de niño, Zapote de Sto. Domingo, Cabeza de negro, Chicozapote, anona chirimoya, die eigentliche anona, Tamarinde, Pitaya Pitahaya, Papaya, Pfirsich, Aguacatl (Persea gratissima), Cuyaji nicuil, Guyava, Feige, Orange, Limone, Cidra, Lima, Oreodosia regia, Acrocomia aculeata und noch viele Andere. — Alle europäische Gemüse gedeihen. —

Die Aussicht auf den Vulcan Orizava von dem Marktplatze aus ist ohne Gleichen. —

Im Staate Veracruz ist jede Gegend, welche 3000 Fuß und darüber über der Meeresfläche liegt, gesund, ausgenommen an Orten, in welchen Landseen liegen, oder in welchen die freie Circulation des Windes durch ein allzu nahes Gebirge oder dichtem Urwald gehemmt wird. — Im ersten Falle kann durch Ablassen des See's geholfen und im letzteren durch Fällen des Waldes (von Osten nach Westen) ein gesunder Luftstrom eingelassen werden. Besser jedoch ist, keine solche Gegend zu wählen. Folgende Pflanzen können als Grenzlinie zwischen gesunden und ungesunden Gegenden gelten und zugleich als Grenzscheide zwischen der Tierra caliente und templada. Seltenheit von Melastomen und Eichen; häufiges Vorkommen von Palmen, als Acrocomia aculeata (coyote) von Dion edule, von Magnolia stupefacens, von vanilla und hauptsächlich von vielen Mimosen. Hier erlaube ich mir, eine Bemerkung zu machen.

Thatsache ist, daß in sumpfigen Gegenden und an Orten, wo sich natürliche Teiche bilden, das Clima ungesund ist: können nicht aber andere Ursachen in einem tropischen Clima wie das hiesige, und wo sich in der Regenzeit, die 4 — 5 Monat dauert, eine ganze Gegend in einen Sumpf verwandelt und die deßhalb doch keine climatischen Krankheiten erzeugt, dazu beitragen? Sollte nicht der Ausdünstung von Euphorbien, Apocyneen, die in ungeheurer Anzahl in der tierra caliente wachsen, oder auch der Verbreituug des ätherischen Oeles von unzähligen Mimosenblüthen, oder der betäubenden und Fieber hervorbringenden Magnoliablüthe die Ungesundheit einer Gegend zuzuschreiben sein?

Hier ein Beispiel: Die Hacienda von Torpan liegt am Fuße des Gebirges Mactlactlehuahuatl; — derjenige Theil der Hacienda, welcher dicht am Gebirge liegt, enthält viele Magnoliabäume, — die Leute welche des guten Landes

halber ihre Ranchos da angelegt haben, — leiden alljährlich zur Blüthenzeit der Magnolia (die 4—5 Monate lange dauert) am kalten Fieber; — hingegen ist die Hacienda selbst, die nur 500 Schritt in gerader Linie von diesen Ranchos entfernt und von mehreren Seeen umgeben ist, gesund. Ich selbst fühlte den Einfluß dieser Magnolia blüthen, verursacht durch einen Aufenthalt von 2 Stunden unter diesen Bäumen. Zuerst fühlte ich Kopfschmerzen, — hierauf Betäubung, keine Eßlust, Schläfrigkeit und zuletzt einen leichten Anfall vom kalten Fieber. — Dreierlei Jahreszeiten herrschen hier; — die Regen-, Norte- und Trockenzeit. — Erstere beginnt beginnt im Juni und dauert bis Mitte Oktobers. Bei Sonnenaufgang ist denn der Himmel ganz klar und ohne Wolken; von 9—10 Uhr bilden sich kleinere Wolken, die um 12 Uhr oder 1 Uhr den ganzen Himmel bedecken; — hiezu hört man fernen Donner, Blitze durchkreuzen die Luft; die Wolken schweben niedriger, werden immer dunkler und verhüllen die Berge in ihren Schleier; — plötzlich blitzt es, — der Donner folgt mit furchtbarem Getöse, — ein kalter Wind zeigt die Ankunft des Regens an, der dann in Strömen heruntergießt. Er dauert gewöhnlich 1—3 Stunden. Gegen 5—6 Uhr klärt sich der Himmel wieder auf; — die Vögel beginnen ihren Abendgesang; — die untergehende Sonne erhellt mit ihrem röthlich-gelben Lichte die von Wasser träufenden Felder, Bäume und Berge. Das Ganze schließt mit einer Stern- oder Mondbeleuchtung. Dasselbe wiederholt sich mit unwesentlichen Veränderungen bald täglich. Während der Hundstage pflegt es manchmal gar nicht zu regnen. — Während der Regenzeit ist der Thermometer Morgens 6 Uhr z. B. in Córdova 16—18° R., gegen Mittag 22—24° und gegen Abend auf 17—18° R.

Die Nortezeit oder Winter wird so genannt wegen der

vorherrschenden Nordwinde. Beginnt im Oktober und dauert bis Februar, selten länger. Man kann zu dieser Jahreszeit je den 7ten Tag als einen Nortetag annehmen, d. h. 6 Tage schön Wetter und einen Tag entweder kalten Nordwind mit oder ohne feinen Regen oder Nebel. Oft dauert dieser Regen 5–6 Tage, gewöhnlich aber nur 1—2. Der Südwind, der gewöhnlich einen Tag vor dem Norte weht, ist das sichere Kennzeichen eines zu folgenden Norte's. Wie stark dieser Südwind im Orizava weht, habe ich bereits erwähnt. In Coscomatepec, Huatusco, Córdova fühlt man ihn kaum, — nur ist dann die Hitze an diesen Orten drückender und heftiger, als gewöhnlich. Zu solcher Zeit fällt der Thermometer von 28, 26, 24 auf 12, 10, 8° R. und es wird lächerlich scheinen, wenn ich bemerke, daß wir dann bei 15° merklich die Kälte empfinden.

Die Trockenzeit beginnt im März und dauert bis Ende Mai. In diesen Monaten regnet es höchst selten. — Der Himmel ist ohne Wolken, einige cirrhi ausgenommen; — die Atmosphäre von Höhenrauch geschwängert, ähnlich feinem Nebel, die Hitze äußerst drückend, die Thierwelt verkriecht sich bei Tage im Schatten der Wälder; der Boden zerspringt in Risse von jeder Form, die Bäche trocknen bald ganz aus, — die Pflanzen lassen ihre Blätter hängen und viele verlieren sie ganz. Des Nachts fällt starker Thau, der die Pflanzenwelt wieder erquickt, und so folgt ein Tag dem andern, gelegentlich von einem leichten Norte oder Regenguß unterbrochen.

Der Thermometer steht Morgens 16, 18, 20°, Mittags 22, 24, 26°, Abends 18, 20, 22°.

Die vorherrschenden Winde im Staate von Veracruz sind: Von 11 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends Ost, seltener Nord oder Südost (Seewind); von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens Orizava-Wind, ausgenommen an

Norte-Tagen. Dieser Wind hat am Vulkan von Orizava seinen Ursprung; denn auf welche Seite des Vulkans man seine Schritte wendet, so weht der Wind (von 8 Uhr Abends bis 8 Uhr Morgens) immer von dorther. — Dieser Wind ist sehr kühlend, in St. Juan Cozcomatepec und Huatusco selbst kalt, und macht das Clima erträglicher. —

Der kürzeste Tag hat 10 Stunden 50 Minuten, der längste 13 Stunden und 10 Minuten. — Die Morgen- und Abenddämmerung dauert von 15 bis 25 Minuten. —

Da ich den Landstrich, worin diese vier Städte liegen, vielfach bereist und sieben Jahre darin zugebracht habe, so hoffe ich, daß dieser Bericht, den ich hätte ausführlicher und mit schönerem Farbenschmuck ausstatten können, ohne von der Wahrheit abzukommen, meinen Landsleuten zum Nutzen gereichen, und daß sie, ehe sie einen Schritt, von dem vielleicht das Wohl ihres ganzen Lebens abhängt, reiflich überlegen und bedenken werden. — Es bleibt mir nur noch übrig, das Für und Gegen in wenigen Worten aus einander zu setzen. —

Der Tagelohn hier ist drei Reales, gleich 54 Xr. Rh. Handwerker können einen Thaler (2 fl. 30 Xr.) verdienen.

Nur Solchen, die ein Kapital von 5 bis 10,000 Gulden besitzen, rathe ich sich hier anzusiedeln und sollte der Ansiedler keine erwachsene Kinder haben, die ihm bei der Feldarbeit helfen können, so müßte er 3 — 4 Knechte mitbringen, die in den ersten Jahren nur einen kleinen Gehalt empfangen, hingegen beim Verkaufe der Erndte entschädigt werden. — Contrakte in Europa geschlossen und nicht vom mexikanischen Consul ratificirt, sind hier nicht gültig; indem das Verhältniß des Tagelohns verschieden ist und gewöhnlich zum Schaden des armen Contrahenten ausfällt.

Kaffee und Tabak sind die Produkte, welche den Fluctuationen des Marktes weniger ausgesetzt sind, und leich-

tere Arbeit erfordern, als Zuckerrohr, Maniok und Reis. — Mais müßte Jeder anpflanzen und zugleich eine kleine Mühle mitbringen, um den Mais in Mehl zu verwandeln, das dann zu Brod verbacken wird. Weizenmehl ist hier sehr theuer; Tischlerwerkzeuge dürfen keinem Auswandrer fehlen und muß er von Anfang an darauf bedacht sein, sich ganz auf sich zu beschränken. Daß Jeder Gemüsesaamen, Weinreben, leichte Kleider (von Tuch sind sie zu warm und werden leicht von den Motten zerfressen) mitbringe, versteht sich von selbst. — Das Rindfleisch ist billig, 8—10 Xr. das Pfd., aber schlecht; das Schweinefleisch ist sehr gut, aber auch theuer; auf Kalbfleisch muß man ganz verzichten, indem der Mexikaner nie ein Kalb schlachtet. — Der Preis eines Rindes ist von 8—16 Thaler, das Paar zahme Zugochsen kostet 35 – 60 Thaler, Schweine von 10—30 Thaler, je nach Größe und Fette. Ein Maulthier kostet 25—60 Pesos, ein Pferd von 15—60 eine Stute kann man für 8—20 Pesos kaufen. Ein welscher Hahn bringt einen Thaler, eine Henne einen halben; gewöhnliche Hühner gelten 36—54 Xr. Eier 4—5 zu 9 Xr.

Eine Familie von 8 Personen braucht wenigstens 1000 fl. jährlich, und dann ist nicht gesagt, daß die Kost so gut und kräftig ist, als sie in Deutschland gewöhnt war. —

Ein Hauptaugenmerk beim Ankaufe von Land ist: seine Lage in der Nähe einer Stadt, die Beschaffenheit der Wege und des Bodens; — Holz und Wasser in der Nähe, Viehweide und natürliche Gränzen, und womöglich das Vorhandensein eines oder mehrer Häuser.

Die Umgebung von S. Juan Coscomatepec, Huatusco und Orizáva wären die geeignetsten Orte zu einer Colonie in Bezug auf Clima und Produkte; letztere Stadt hat eine gute Lage, aber wenig ebenes Land, den beiden Ersteren fehlen gute Wege und Cordóva, das in Hinsicht auf Lage

und Fruchtbarkeit sichern Gewinn hoffen läßt, ist sehr warm. Eine 2 — 300 fältige Maisernte ist in Córdova etwas ganz Gewöhnliches.

Der Mittelpreis des Mais ist 4 — 6 Pesos per carga von 8 cuartillas, (ungefähr 350 Pfund), von Reis 6 — 10 Reales (8 Reales 1 merikanischer Thaler) per Arroba von 25 Pfund, von Kaffee 6 — 10 Thaler per Centner, von Zucker 2 — 3 Thaler für 25 Pfund.

Das Erste, was ein Ansiedler zu thun hat, ist daß er sich eine provisorische Holzhütte mit einem Maisstroh- oder Gras-Dach baue, — jeder kann sich solch ein Haus selbst bauen, wenn er vorher gesehen hat, wie das gemacht wird. — Das Nächste ist, soviel Wald oder Unterholz umzuhauen, als er zu säen gedenkt. — Die umgehauenen Baumstämme können zur Einzäumung dienen, das Uebrige wird im Monat April oder Mai verbrennt. An Pflügen ist in den ersten Jahren nicht zu denken; ausgenommen an Stellen, wo schon 4 — 5 Jahre vorher irgend ein Produkt gepflanzt worden ist. Mit den ersten Regen, die Ende Mai oder Juni kommen, wird Mais und Gemüse gesät und ein Samenbeet von Tabak gemacht, der dann im September versetzt wird. — Im Monate November ist es Zeit, eine Baumschule von Kaffee anzulegen, die im Juni des folgenden Jahres versetzt werden. Erst nach 3 — 4 Jahren giebt der Kaffee eine Erndte. — Natürlich läßt sich hier Nichts vorschreiben; Jeder wird am Besten selbst einsehen, was er für gut hält, doch darf Keiner unterlassen, seine Nachbaren um Rath zu fragen, um zu ermitteln, wie Produkte, die ihm ganz fremd sind, behandelt werden. — Die geeignetste Zeit in welcher Auswanderer in Mexico ankommen müssen, ist November, Dezember.

Nun frage sich Jeder, der in diese obengenannte Orte auswandern will: kann ich unausgesetzt in einer Hitze von

20 — 28° arbeiten? Bin ich stark genug dem Wechsel des Climas zu widerstehen? kann ich dem schlimmen Einfluß des Regens, der in der Regenzeit tagtäglich fällt, trotzen? — kann ich eine Kost, die von der bisherigen ganz verschieden und schlechter als die Deutsche ist, vertragen? — habe ich Mittel genug, ein solches Unternehmen auszuführen? sollte mir das Geld ausgehen oder das Vorhaben mißlingen, wo finde ich Zutrauen und Hülfe in einem fremden Lande, ferne von der Heimath, bei einem Volke von anderer Religion, andren Sitten und Gebräuchen, das nur die Römisch-Katholische duldet und theilweise von bigotten, und ungebildeten Pfaffen regiert wird?—Erwäge Jeder wohl diese Fragen.

Im entgegengesetzten Falle sind die Aussichten glänzender als der Deutsche sie je im Heimathlande hoffen kann. Hat er sich einmal an das Clima und andere örtliche Verschiedenheiten gewöhnt, wo findet er ein ruhigeres, sorgenfreieres und bequemeres Leben, als gerade hier in diesem von der Natur so mannigfaltig ausgestattetem und bevorzugtem Lande?! — In den ersten 5—6 Jahren wird er viele Mühseligkeiten zu überwinden haben, dann aber wird sein Los dergestalt geändert sein, daß er für sich und seine Nachkommen den Grund zu einem sichern und reichlichen Auskommen gelegt hat. —

Nach der Meinung vieler Deutschen, welche sich hier im Staate von Veracruz befinden, und die auch die meinige ist, dürften Anfangs nur bemittelte Auswanderer hierher kommen. Je nach dem Erfolge dieser, könnten dann Unbemittelte nachfolgen, die dann bei den Ersteren einige Jahre Dienste nehmen und sich zuletzt selbst etabliren könnten. —

Córdova den 10. Juli 1850.

Hugo Finke.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.